Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

48. Jahrgang 21. April 1934 Nummer 8

Inhalt

Sehnsucht nach Jesus . . . . . Martin Rade
Reich Gottes und Menschensohn (Schluß) . . . . . Otto Baumgarten
Otto Baumgarten . . . . . Hermann Mulert
Moderne Naturfrömmigkeit (Viertes Stück) . . . . Johannes Naumann
Vom Weltprotestantismus der Gegenwart . . . . . Adolf Keller
Der Kampf um die christdeutsche Einheit . . . . . Reinhard Liebe
Volkskirche und Gewissensfreiheit . . . . . Hermann Mulert
Zweierlei Glaube . . . . . Peter Gortner
Wissenschaft, Glaube, Philosophie (Zweites Stück) . . Hermann Zeltner
Hermann Stehr (Drittes Stück) . . . . . Joseph Wittig
Im „Heel Dael“ . . . . . Emma Müllenhoff
Aus meiner Kindheit (Neuntes Stück) . . . . . Daniel Greiner
Der Fränkische Koran . . . . . Georg Sinn
Aus Zeitschriften . . . . . Hermann Mulert
An den Herrn Reichsbischof . . . . . Wilh. Frhr. v. Pechmann
Jugend an die Front! . . . . .

Bücher und Schriften – Chronik – Verschiedenes – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Postverlagsort Stuttgart

NEUERSCHEINUNGEN

Walter Nigg

Die Kirchengeschichts-schreibung

Grundzüge ihrer historischen Entwicklung

IX, 271 Seiten gr. 8°. Geheftet M 8.50

Mit seiner „Kirchengeschichtsschreibung" hat Walter Nigg eine Arbeit geleistet, an deren unübersichtlichen und schwierigen Stoff sich seit Fr. Chr. Baur (1852) niemand mehr herangewagt hat. Sein Werk ist somit berufen, eine wirkliche Lücke in der historischen Wissenschaft auszufüllen. An Hand der bedeutendsten und anschaulich charakterisierten Kirchenhistoriker wird der Entwicklungsgang der Kirchengeschichtsschreibung aufgezeigt, in welchem sich nicht nur der Wandel des historischen Denkens widerspiegelt, sondern auch die subjektive Bedingtheit jedes Geschichtswerkes klar zutage tritt. Für Theologen, Historiker und Philosophen wird dieses Buch, das ein überaus lehrreicher Beitrag zur Frage nach dem Wesen der Kirche und der Geschichte ist, ein einzigartiger Wegweiser zur Verlebendigung und Deutung der Kirchengeschichte sein.

Friedrich Carl Fischer

Die Nullpunkt-Existenz

Dargestellt an der Lebensform

Sören Kierkegaards

VIII, 224 Seiten gr. 8°. Geheftet M 7.—

Kierkegaard selbst hat das Wort von der Nullpunkt-Existenz geprägt. Es ist das Verdienst des jungen Psychologen F. C. Fischer, es als erster auf die Gesamtheit Kierkegaards angewandt zu haben. Damit hat er einen Menschentypus sichtbar gemacht, der von Kierkegaard in schöpferischer Selbstkritik gewonnen, sich gegen jene Existenzform wendet, die in Anonymität, Indifferentismus, Relativierung, Unentschlossenheit, Verantwortungslosigkeit usw. beharrt. Das zeitgemäße Buch ist eine Frucht zehnjähriger Studien. Der Verfasser bietet aus einer umfassenden Kenntnis Kierkegaards und der Literatur über ihn eine durch das ganze Buch laufende Kette meist unbekannter Zeugnisse aus Kierkegaards Werken, Briefen, Tagebuchblättern. Dadurch ist das Buch auch fesselnd zu lesen. Vielen wird es überhaupt zum ersten Male den Zugang in die Welt Kierkegaards erschließen. Es wird eine Fundgrube von neuen Gesichtspunkten zu dessen Verständnis sein.

K. J. Obenauer

Die Problematik des ästhetischen Menschen in der deutschen Literatur

X, 411 Seiten gr. 8°. Geheftet M 9.50, in Leinen M 13.50

Ilbergs Neue Jahrbücher: „Die große, nie zur Ruhe gekommene Auseinandersetzung zwischen dem ästhetischen Ideal und dem ethisch-heroischen und religiösen Anspruch, wie sie gerade ein Kennzeichen des deutschen Geistes und seiner Geschichte ist, verfolgt K. J. Obenauer nach einer ausführlichen grundsätzlichen Klärung über Wesen und Struktur des ästhetischen Menschen, der ästhetischen Weltauffassung, Lebenshaltung, Bildung von Plato bis Shaftesbury durch die deutsche Dichtung vom hohen Mittelalter bis zu Thomas Mann, Hofmannsthal und George. Das Zentrum des Werkes liegt in den Untersuchungen über das ästhetische Ideal der Goethezeit. Hier ergehen sich auch vor allem für Jean Paul und die Romantik wichtige neue Einsichten."

Johannes Müller

am 19. April 70 Jahre alt

Die Verwirklichung des Reiches Gottes

Neuerscheinung!

VII, 341 S. Geh. M 4.—, Pappband M 5.40, Leinenband M 6.—

Beruf und Stellung der Frau

40. Tausend. VII, 241 Seiten. Geheftet M 2.80, Pappband M 3.60, Leinenband M 4.50

Die Bergpredigt

Verdeutscht und vergegenwärtigt

38. Tausend. VIII, 346 Seiten. Geheftet M 3.50, Pappband M 4.50, Leinenband M 5.40

Hemmungen des Lebens

33. Tausend. V, 233 Seiten. Geheftet M 2.40, Pappband M 3.20, Leinenband M 4.—

Vom Leben und Sterben

30. u. 31. Tsd. III, 58 Seiten. Geheftet M 1.25, Pappband M 1.80

Wegweiser

18. Tausend. VI, 329 Seiten. Geheftet M 3.20, Pappband M 4.—, Leinenband M 5.—

E. Günther Gründel

Die Sendung der Jungen Generation

Versuch einer umfassenden revolutionären Sinndeutung der Krise

3., durchgesehene Auflage. 11. u. 12. Tausend. XVI, 459 Seiten gr. 8°. Geheftet M 4.80, kartoniert M 5.80, in Leinen M 6.80

Der Hauptamtswalter für Presse und Aufklärung der Deutschen Studentenschaft, G. Kaufmann, in der Bayerischen Hochschulzeitung: „Auf dem Wege zum neuen Deutschland ist ein Werk entstanden, das für alle Zeiten ein Denkmal jener Jugend sein wird, die sich ein neues Vaterland schuf und den Weg zur Volkwerdung beschritt ... Daß Gründel der äußere Konner zur Bewegung Adolf Hitlers damals, als er das Kapitel über den Nationalsozialismus schrieb, noch gefehlt hat, ist heute fast bedeutungslos ... Er hat in allem anderen Deutschlands Jugend unglaublich tief und herrlich empfunden. Es ist, als ob ihre leisesten Bewegungen in seiner Seele wie in einem Seismographen ihren Widerhall fänden. Er hat uns und unsere Sendung mit monumentaler Schöpferkraft aufgezeigt und ist damit im In- und Ausland zum geistigen Herold des neuen Reiches geworden."

Wilhelmshavener Zeitung: „Es gibt wohl keine politische, wirtschaftliche oder kulturelle Frage, die Gründel nicht in seine Betrachtungen miteinbezogen hätte. Er fußt dabei auf einer heute selten gewordenen Kenntnis und gründlichen Verarbeitung des einschlägigen Schrifttums ... Die straffe Gliederung des gewaltigen Stoffes, die Klarheit und Helligkeit der Gedanken beweisen deutlich: Hier ist ein umsichtiger, kluger und wachsamer Kopf mit schöpferischen Gedanken am Werk ... Wissen und Wollen, Geist und Glauben machen diese ‚revolutionäre Sinndeutung der Krise' zu einem außergewöhnlichen Wegweiser in die Zukunft, zu einer geistigen Tat, wie sie nicht oft geleistet wird."

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München und Berlin

Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

Nr. 8 — Gotha, 21. April 1934 — 48. Jahrgang

Inhalt: Sehnsucht nach Jesus [Sp. 333] — Reich Gottes und Menschensohn [Sp. 334] — Otto Baumgarten [Sp. 338] — Moderne Naturfrömmigkeit [Sp. 341] — Vom Weltprotestantismus der Gegenwart [Sp. 347] — Der Kampf um die christdeutsche Einheit [Sp. 348] — Volkskirche und Gewissensfreiheit [Sp. 354] — Zweierlei Glaube [Sp. 355] — Wissenschaft, Glaube, Philosophie [Sp. 356] — Hermann Stehr [Sp. 361] — Im „Heel Dael" [Sp. 366] — Aus meiner Kindheit [Sp. 369] — Der Fränkische Koran [Sp. 371] — Aus Zeitschriften [Sp. 374] — Bücher und Schriften: Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden (Almgren); Das Formular der paulinischen Briefe (Roller); Deutsche als Sendboten Gottes (Mielsch); Christian Unity in Practice and Prophecy (Macfarland); Das verlorene Vaterunser (Wittig); Deutsche Bauernhäuser [Sp. 374] — An den Herrn Reichsbischof Sp. 377] — Chronik [Sp. 378] — Verschiedenes: Vom Kampf in der Kirche; Vom politischen Katholizismus; Gedenkstein für Niebergall; Theologische Vorlesungen in Kiel [Sp. 382] — Jugend an die Front [Sp. 384] — Anzeigen

Sehnsucht nach Jesus

Jesus spricht zu ihm: Wer mich siehet, der siehet den Vater. Joh. 14, 9. Matth. 11, 27

Vor einem halben Jahr (CW, 19) überschrieb ich ein Stück: „Sehnsucht nach der Kriche". Ich bekannte mich zu dieser Sehnsucht. Seit dem Kriege war bei uns, zumal den Theologen, mehr von der Kirche die Rede als je. Und heute gilt das erst recht. Große Kämpfe werden unter dem Schlachtruf „Kirche" ausgefochten. Und auch der Kirchenfremde ist weithin davon getroffen.

Es können einem Zweifel kommen, ob die Losung „Kirche" uns jetzt weiterbringt. „Kirche muß Kirche bleiben" — ja haben wir die Kirche, die sein soll, schon gehabt? Anders als im Glauben? „Kirche soll Kirche werden" — das lautet schon besser, wahrhaftiger, aufrüttelnder. Und das ist nur erreichbar unter dem Zwang einer ganz großen, ehrlichen Sehnsucht.

Sehnsucht nach der Kirche — ja. Aber sie wird nichts taugen und nicht zum Ziele kommen, wenn nicht dahinter und darüber eine andre Sehnsucht uns erfüllt, treibt und stark macht: Sehnsucht nach Jesus.

Vielleicht sollte ich sagen: nach Christus? Es ist heute doch viel mehr als früher von Christus die Rede, vom Christus oder vom Krist. Auch das wird seine Ursache, sein Recht haben. Und es stimmt unmittelbar mit dem Verlangen nach der Kirche zusammen. Aber wenn ich mich selber ernstlich frage, so verlangt mich viel mehr nach Jesus.

„Jesus lebt, mit ihm auch ich." Ja, das möchte ich. Daß Jesus mit mir lebte, ich mit ihm. Daß er mir täglich begegnete und jeden mir neu geschenkten Erdentag mit seinem Geist und Glanz erfüllte. Der Jesus der Evangelien, auferstanden von den Toten, unsterblich.

Ach mein Herr Jesu, dein Nahesein
Bringt großen Frieden ins Herz hinein,
Und dein Gnadenblick macht uns so selig,
Daß Leib und Seele darüber fröhlich
Und dankbar wird.

(„Daß auchs Gebeine darüber fröhlich" sang der Dichter. Unsern heutigen Gesangbüchern war das wider den Geschmack. Mit Recht. Aber ein Verlust war doch dabei. Dieser Jesus der Evangelien und sein Evangelium muß uns auch „durch Mark und Bein" gehen, sonst ist's nichts.)

Es gibt mancherlei Sehnsucht nach Jesus — oder nach Christus. Da ist die ganze christliche Mystik. Und schließlich fand die fromme Seele nirgends sonst in der Bibel Ausdruck dafür als im Hohenliede. Aber unsre evangelische Sehnsucht nach Jesus ist andrer Art. Wir stillen sie, indem wir Matthäus lesen und Markus und Lukas und Johannes — und was finden wir da immer wieder?

Barmherzig, gnädig, geduldig sein
Und täglich reichlich die Schuld verzeihn,
Heilen, stillen, trösten, erfreun und segnen
Und unsrer Seele als Freund begegnen
Ist deine Lust.

Und wir finden noch sonst viel. Aber das ist's, was wir zu allererst brauchen, und was unser Volk braucht, und was alle Menschen brauchen. Und in diesem Zeichen würden wir Kirche bauen, wenn wir uns ganz von diesem Geiste durchdringen, in die Nachfolge und Jüngerschaft dieses Jesus einführen ließen.

Es ist schon weithin das, was man früher den „historischen Jesus" nannte. Es war auch Irrendes dabei, wenn wir dem früher nachgingen. Aber ist er denn nicht der Eckstein? Wo haben wir denn sonst Grund unter den Füßen? Er muß täglich mit uns neu auferstehn, wenn Kirche werden soll, Gottesherrschaft, Himmelreich. „An Gott glauben" — gewiß, das ist die Sache. Aber dieser Gott darf für uns nicht ein leerer Begriff, eine blasse Vorstellung sein. Wir müssen wissen, wer und was Gott ist. Da kommt Jesus und spricht: „Wer mich siehet, der siehet den Vater." Nach dem Jesus habe ich immer wieder Sehnsucht. R

Reich Gottes und Menschensohn

(Schluß)

Der Vergleich der Idee vom Ende der Dinge bei Jesus mit der im Henochbuch zeigt nach Otto,[1]) daß Jesus abhängig war von apokalyptischer Tradition, aber selber kein Apokalyptiker genannt werden darf, da er das Interesse an der eigentlich apokalyptischen Phantasiewelt ganz zurücktreten ließ hinter das eine religiöse Interesse am Heilswerk Gottes. Bemerkenswert aber ist auch, daß er wie der Henochische Menschensohn, der selber sich zur eschatologischen Würde vorherbestimmt weiß (und zwar auf Grund der Erfüllung der Weissagung des Jesaja vom Gottesknecht, der leidet), sich selbst nicht als den Menschensohn hinstellte. Daß er seinen höchsten Anspruch geheimgehalten habe, ist nach Otto nicht von späterer Gemeindetheologie erkünstelt, sondern jener Anspruch lag über seiner ganzen Gestalt, seinem Auftreten und Verhalten, als ein fühlbares Geheimnis. Wenn gesagt wird, daß Jesus nach dem Petrusbekenntnis „zu lehren" begann von dem Geschicke des Menschensohns, so ist dies Lehren nicht als ein absichtsvolles Lehrwort zu deuten, sondern als ein spontan aufquellendes Situationswort. Wenn aber Jesus vor seinen Jüngern an Stelle der einfachen Ich-Aussage die feierliche Selbstbezeichnung als Menschensohn treten ließ, ganz wie Henoch — „Des

[1]) Rudolf Otto, Reich Gottes und Menschensohn. München, Beck (vgl. Nr. 7, Sp. 287 ff.).

Menschen Sohn muß leiden" —, so ist das zu unterscheiden von der späteren Verallgemeinerung solcher Selbstaussagen. Davon handelt ausführliche Exegese vieler Stellen. Manche von diesen erweisen sich aber als nicht unmöglich im Munde dessen, der Henochische Weissagung in sich erfüllt glaubte. Wichtig ist auch die Feststellung, daß, wie schon bei Henoch, so auch bei Jesus die Erhöhung zum eschatologischen Menschensohn nicht leibliche Auferstehung bezeichnet, wie denn auch das Wort: „sein Name ward erhöht", nicht den Körper und die Körperlichkeit, sondern das Wesen eines Menschen bedeutet; auch die helleniſtische Welt verstand unter Auferstehung ein Fortleben der Seele ohne den materiellen Körper. Und wenn am Kreuz gesprochen wird: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein", so ist vorausgesetzt, daß Christi Erhöhung ins Paradies und in sein Reich direkt vom Kreuze aus geschah. Eine Fülle solcher Beobachtungen findet sich hier.

Eine neue Lehre von dem durch Leiden rettenden Messias, die nun vorgeführt wird, stellt sich uns als revolutionäre Messianik dar. Aber Otto wendet sich hier leidenschaftlich gegen die oft herrschende Methode, diese neue Lehre „zu einer Konstruktion der Gemeinde und damit zum anonymen Erzeugnis einer Kollektiv-Phantasie zu machen, die man als ‚soziologische Funktion' erklärt, während die revolutionäre Messianik ‚Der Menschen Sohn muß leiden' tatsächlich persönliches Erlebnis Jesu war und wie in diesem Fall, so stets, nicht ‚Kollektive' die großen revolutionären Ideen erzeugen, sondern große revolutionäre Ideen erzeugen neue Gruppenbildungen mit neuem Milieu". Es ist leider unmöglich, die nun folgende Auslegung der vom Leidensgedanken erzeugten Idee, die Weissagung vom leidenden Gottesknecht erfülle sich, weiter vorzuführen. Wie hier das „Muß" des Messias zur Schöpfung des ganz neuen Typus einer leidenden Heilsgestalt sich entwickelt, wie das Nichtverstehen dieses „Muß" seitens der Jünger in seiner tiefsten Begründung erklärt wird als Reaktion ihres religiösen Glaubens gegen eine unerträgliche Zumutung, ist ganz vortrefflich. Ebenso, wie endlich „die Assoziationen von Lytron" (Sühne- und Heiligungsmittel) „für Viele" als nicht in kultischen Begriffen oder Theorien, sondern in gefühlsmäßigen Intuitionen gegründet aufgezeigt werden, wie das Wort „Lytron" aus seinem ersten und einfachsten Ursinn zum Träger und Sprach-Symbol einer Reihe von Assoziationen wird, die sich dahinterschieben, das ist von großer psychologischer Feinheit, aber zugleich religiös nacherlebt; die Sühne- und Strafstellvertretung ist hier als aus dem Erfahren sündiger Menschen heraus geboren, nicht als aus einem Gottesbegriff heraus gedacht, überhaupt nicht als „gedacht" erwiesen. Wer Robertsons Predigt über vicarious sacrifice durchlebt hat, der ist vorbereitet auf den Schluß dieses Teiles, der ermißt die volle Bedeutung des zusammenfassenden Rückblicks auf die schwierige Erörterung:

> Zwei tiefe Konzeptionen vom Verhältnisse des Menschentums zum Transzendent-Göttlichen sind auf arischem Boden geboren worden: einerseits die Erkenntnis Platos, daß alle das Menschenleben tragende Wahrheit verwurzelt ist in der ewigen, über Werden und Vergänglichkeit erhabenen göttlichen Idee, andererseits die gewaltige mystische Konzeption Altindiens vom Ewig-Einen, in dem alle Vielheit, Zertrenntheit und Zerbrochenheit des Weltseins verschwindet und das eins ist mit dem tieferen Selbst des Menschen selbst. Ebenbürtig, wenn nicht noch stärker und tiefer als beides, war die arisch-iranische Konzeption vom hohen Gotteskampf wider die Macht des Widergöttlichen und von der Aufgabe des Menschen, zu streiten auf der Seite des Gottes wider den Gottesfeind.
>
> Aber selbst diese Idee gewinnt ihre volle Tiefe erst, wenn sie erfüllt und durchdrungen wird mit dem Gehalt desjenigen Wortes, das das eigentliche Urwort der Religion Israels ist: „Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig." Auf dem Grunde dieses Urwortes und als seine tiefste Erfassung hat sich in Israel die weitere Erkenntnis erhoben, daß heilig nur sein kann, wen Gott heiligt: „Ich bin heilig, der Herr, der e u c h heiligt." Diese Erkenntnis vollendet sich in dem in der Religionsgeschichte einzigartigen dreiundfünfzigsten Kapitel des Jesajabuches, in dem gänzlich irrationalen, durch keine Theorie auflöslichen Erleben eines Kreises von Jüngern, die am demütig-willigen, gottgehorsamen Leiden ihres Meisters Sühnung und Heiligung erfahren.
>
> Dieses Tiefste, gegenüber dem doch alles zurücktritt, was sonst in der Religionsgeschichte aufgetreten ist, ward nicht von Griechen, nicht von Indern oder Iraniern gefunden, sondern ist in Judenseelen geboren.

Man darf gewiß hinzufügen: in dem Größten aus diesem Volke, der aber mehr war als ein Jude, in dem Gottes- und Menschensohn Jesus.

3

Es ist nur eine weitere Ausführung dieser Erkenntnis, was im dritten Abschnitt von Otto über „C h r i s t i A b e n d m a h l a l s J ü n g e r w e i h e für den Eingang ins Gottesreich" vorgeführt wird. Wir können leider nur wenige Andeutungen des reichen Inhalts machen.

Zunächst müssen wir uns einlassen auf eine eindringende textkritische Untersuchung der Abendmahlsberichte. Sie wendet sich gegen die vielverbreitete Annahme eines „Kultmythus", der, nachträglich aus der Gemeindetheologie entsponnen, als Begründung dem allmählich entstandenen neuen Ritus untergelegt worden sei. Demgegenüber wird durch Herausarbeitung des ursprünglichen Berichts — ich gestehe, daß ich hier manches Fragezeichen am Rand meines Exemplars stehengelassen habe, auch bezüglich des hier abgelehnten Typus des Passahmahles — eine dreifache Bewertung des Abendmahls gewonnen: zunächst als eschatologischer Segenskelch vor dem Brotbrechen, sodann als Diatheke (Uebergabe) der Anwartschaft auf das Reich Gottes, also als Testament des leidenden Messias an seine Gemeinde, endlich als Brotspende: Christus nicht als Seelenspeise, sondern als im Tode gebrochener Heilsmittler. Die entscheidende Vergleichung, die der Meister der Gleichnisrede der Gleichnishandlung des Brotbrechens mit seinen Jüngern gegeben, ist die Vergegenwärtigung, die effektive Darstellung seines Todesleidens zwecks Anteilgabe an dem Dargestellten, an dem leidenden Messias, woraus unmittelbar die sakrale Verbundenheit der Essenden untereinander, die Abendmahlsgemeinde als Gemeinde der einander Verpflichteten erwächst. Gewiß verstärkt der Charakter des Abschiedsmahles — warum hätte es nicht auch der eines Passahmahles tun sollen? — die weihend-segnende Kraft für die Hinterbliebenen. Zusammenfassend wird als eigentlicher Sinn der Handlung festgestellt: „Als Bundesmittler testiert er sein eigenes Erbe des Reiches dem Jüngerkreise, nachdem er sie für dessen Empfang geweiht hat durch Anteilnahme an der Sühnekraft seines Gottesknechtsleidens."

Sehr interessant ist dann doch wohl nicht bloß für uns Theologen die folgende Darstellung der späteren Entwicklung der Eucharistie, die sich als Veränderung durch Sinnverschiebung charakterisieren läßt. Dabei spielt die Angleichung der ursprünglich voranstehenden Kelchspende an die Brotbrechung und die von Paulus begonnene Betonung des ausdrücklichen Befehls zur Einführung und Ausführung des festen Ritus eine große Rolle. Wie fein ist hier auch die Charakteristik der Sinnänderung im Johannesevangelium! „Nicht die Anamnesis (Erinnerung) seines Todes wird das Wichtige, sondern die Mitteilung seines Lebens als Lebenskraft. Nicht ans Ende gehören darum die maßgebenden sakramentalen Worte, sondern auf die Höhe des irdischen Wirkens des Logos in seiner irdischen Erscheinung." Möchten viele Leser durch diese Ausführungen Ottos ermutigt werden, sich über Wert und Sinn kirchlicher Anamnesis der Urhandlung Christi als heutiger „Abendmahlsfeier" und über die Weise, wie sie zu gestalten sei, gründlicher in seinem Aufsatz: „Sakrament als Ereignis des Heiligen" und in seinem Aufsatz: „Die Feier des Herrenmahles" weitere Klärung zu holen! Beide finden sich in seinem Buche über „Sünde und Urschuld", S. 96 ff. und S. 232 ff.

Der letzte Abschnitt „G o t t e s r e i c h u n d C h a r i s m a t a" (besondere Gnadengaben) erfordert von den durchschnittlichen Theologen und Laien eine ganz besondere Umsinnung. „Religionsgeschichtlich falsch wäre es, an dem Gesamtgebiet der Charismatik mit moderner Skepsis vorüberzugehen oder die ernsthafte Nachprüfung der Berichte zu unterlassen, weil man an diesen Dingen keinen Geschmack hat." Zum typischen Heiligen gehört nun einmal „als Rand seiner Gestalt das Charisma, die charismatische Art und Begabung". Der Bote des Heils ist nicht nur Verkünder und Ansager dieses Reiches, sondern er ist integrierender Bestandteil des hereinbrechenden Wunders des Letzten selbst. Und unsere

Aufgabe ist die Einfühlung in den charismatischen Typus, nicht seine Zersetzung in kritischer Skepsis. Die Religionsgeschichte bietet uns dazu die merkwürdigsten Analogien. Ich muß freilich gestehen, daß es mir nicht immer gelungen ist, die Unbefangenheit Ottos gegenüber den legendarischen Berichten, die Zurückstellung der Tatsachenfrage mir anzueignen. Aber das lehrt uns wohl Alle Ottos Unterricht in der Typologie der Heiligen, daß die Charismata aller Art „mindestens als vereinte" wirklich vorgekommen sind. Sie sind — denken wir nur an die Teufelsaustreibungen! — „geheimnisvolle Uebersteigerungen von Anlagen und Fähigkeiten, die im allgemeinen Seelenleben wenigstens ihre Analogien haben". Und, wenn wir an Jesu Wunderheilungen denken, so hilft uns zu einer richtigen Einstellung die Beobachtung, daß er selbst sie nicht als Mirakel im technischen Sinn, als Naturwunder oder Schauwunder, sondern als geistige Kraftwirkung der in ihm lebendigen Charis (Gnade) des Gottesreiches ansieht. Prüft man die Liste von Charismen bei Paulus, aber auch schon in der Urgemeinde, so erkennen wir, daß schon die Urtradition Jesus als Charismatiker darstellt. Und Otto folgert daraus: „Diese Beschreibung ist echt; denn so und nur so erklärt sich seine historische Auswirkung in einer pneumatisch-enthusiastischen Gemeinde." Ich vermag freilich die kritische Tatsachenfrage nicht so ganz beiseite zu lassen, auch nicht im Hinblick auf Blumhardts Berichte von seiner Heilungsgabe, die ihn als Wunderarzt und Exorzisten erscheinen lassen. Was von den synoptischen Berichten über Dämonenbannungen *objektiv* geschehen ist, bleibt auch für Otto fraglich. Aber „worauf es ankommt, ist, festzustellen, was Leute in charismatischem Milieu subjektiv gehört und gesehen zu haben überzeugt sind". Das gilt besonders auch von den Fernheilungen, wie sie auch Paulus über den Ozean hinüber gewirkt zu haben glaubt. Otto kommt da zu dem Schluß: „Mag der Skeptiker bei seinem ‚Man wird doch nicht' (uns zu glauben zumuten) bleiben, den intentionalen Akt Christi selbst historisch anzufechten hat er kein Recht." Das geben wir gern zu für die charismatische Geisterunterscheidung, die uns eingehend vorgeführt wird: Wir finden hier wie bei dem Charisma der Prophetie, zu deren echtem Charakter ein gelegentlicher Fehlgang gehöre, auch eine Tendenz zur Uebertreibung und Ansätze in der normalen Ahnungsgabe, die nicht Verstandesschluß, sondern Vorgefühl ist. Man kann gewiß die allmähliche Steigerung von Eintragungen in einfache, ahnende Urworte Jesu noch stufenweise verfolgen; aber die Momente, die nicht eintrafen, hätten gerade später nicht in Jesu Mund gelegt werden können. Diese ganze exegetische Darlegung ist für uns sehr lehrreich. Etwas zu viel scheint mir aber Ottos typologische Betrachtung an Stelle der natürlichen Wunderkritik uns zuzumuten bei der Behandlung des Seewandelns, wo er zwar die wundersteigernde Tendenz der Legende selbst nachweist, aber seinen methodischen Grundsatz festhält, hinsichtlich der Echtheit „zunächst zu fragen, wie weit sich das Berichtete einfügt in Vorstellungs- und mindestens vermeintliche" (!) „Erfahrungsweisen des charismatischen Milieus des Neuen Testaments überhaupt". Wir wollen jedoch gern uns von rationalistischem Zurückschrecken vor allen charismatischen Berichten heilen lassen, wie denn die Art des Fernwirkens, das ein gewolltes persönliches Hinüberwirken zum Andern ist, es heute einem ernsthaften Forscher nicht mehr erlaubt, mit einem „Man wird doch nicht" vorüberzugehen. Methodisch besser als das beliebte Psychologisieren ist sicher der Ausgang von geschichtlicher Analogie uns verwandter Umwelt. „Und in diesem charismatischen Milieu ist die Erscheinung des entfernten Heiligen ein Zug, der so beharrlich und so typisch wiederkehrt, daß er als wirkliches subjektives Erlebnis gläubiger Kreise nicht bezweifelt werden kann."

Soviel ist uns jedenfalls erwiesen, daß die Gabe des wundertätigen Exorzisten, daß überhaupt der charismatische Charakter nichts Fremdes an Jesus ist, sondern wesentlich zu seiner Gestalt gehört, daß Jesus nicht ein Rabbi, sondern als eschatologische Heilsgestalt notwendiger Bestandteil des Endreichs selber ist, daß Charisma und Gottesreich oder Gottesreich und Menschensohn wesensnotwendig zusammengehören und sich gegenseitig erhellen. Große Freude hat Otto darum begreiflicherweise an einem Aufsatz Windischs über „Jesus und der Geist", worin dieser das, was Otto als Sendungsbewußtsein der eschatologischen Heilsgestalt auffaßt, als pneumatisches Kraftbewußtsein in Erfüllung von Jes. 61, 1 schildert. Eine nicht unerhebliche Differenz bleibt zwar zwischen beiden Forschern, indem Windisch dabei stehenbleibt, daß der Glaube an seine Messiasmacht von Jesus wahrscheinlich geteilt oder besser von ihm seinen Jüngern nahegebracht worden sei, Otto aber über bloße Wahrscheinlichkeiten und Suggestionen zu einem geschlossenen Typus von charismatischem Gehalt fortschreitet. Das ist eine Auffassung, die ihren ersten Impuls von dem eigenen Bewußtsein Jesu erhielt, aber darüber hinaus die einzige Definition, auf die die ganze, seit 30 Jahren vertretene These Ottos von der Kontinuität Jesu und des Gemeindebewußtseins hinausführt, nämlich daß der „Geist" nichts Anderes ist denn das Eschaton selber als wirkende Kraft. So ist also das Mysterium des Menschensohnes, das Jesus verkündete, fühlte und in sich wirkend wußte, eben „das Reich" seines Vaters.

Kiel Otto Baumgarten

Otto Baumgarten

Er war kein sächsischer Lutheraner wie Rade und Paul Drews, kein hannoverscher wie Wilhelm Bornemann und Loofs. Von diesen vier Mitbegründern der „Christlichen Welt" unterschied er, ihr Altersgenosse, sich in Vielem. Wohl war auch er ein Hörer Albrecht Ritschls, aber er wurde nicht zum Anhänger Ritschls wie jene, sondern blieb viel mehr von solchen theologischen Lehrern beeinflußt wie Heinrich Holtzmann in Straßburg, Biedermann und Alexander Schweizer in Zürich. Wie er am badischen Hof und im Elsaß aufgewachsen war, so lag auch seine erste amtliche Tätigkeit im Südwesten; er war Pfarrer im badischen Schwarzwald. Von der Mutter her war Hugenottenblut in seinen Adern. Später hat seine halbenglische Frau die inneren Beziehungen, die er nicht nur zu englischen Predigern wie Robertson und zu Denkern wie Carlyle, sondern auch zu englischen Dichtern wie Dickens hatte, noch enger knüpfen helfen. Ueberhaupt war für ihn das Verhältnis des Christentums zu den Schätzen weltlicher Bildung, besonders der Kunst, von vornherein enger als für die meisten Kirchenleute.

Um so wichtiger wurde für die „Christliche Welt" seine Mitarbeit, schon vom ersten Jahrgang an. Er bereitete sich damals in Halle auf akademische Lehrtätigkeit vor, die er zuerst kurz in Berlin und Jena, dann ein Menschenalter hindurch in Kiel ausgeübt hat. Daneben ging eine reiche schriftstellerische Tätigkeit einher. Das Wichtigste darüber hat hier (1928, Sp. 50 ff.) zu Baumgartens siebzigstem Geburtstag Beckmann gesagt. Nachher sind namentlich noch seine „Lebensgeschichte" (1928) und seine „Protestantische Seelsorge" (1931) erschienen.[1]) Ich beschränke mich hier auf den Versuch einer Charakteristik des heimgegangenen Lehrers und Freundes.

Vielleicht der hervorstechendste Zug in seinem Wesen war sein Wirklichkeitssinn. Sohn eines politisch stark interessierten Historikers, Neffe eines badischen Ministers, hat er, als er Theologe wurde, nichts heftiger bekämpft als weltfremde Konstruktionen und vermeintlich fromme Phantasien. Daß Christentum und weltliches Wesen Gegensätze sind, hat er sehr wohl gewußt; für aufrichtigen Pietismus hat er viel Verständnis gehabt. Aber daß man ideale Zustände als die normalen, d. h. die gewöhnlich vorhandenen, hinstelle, die Macht des Bösen, die Unvollkommenheit auch all unseres christlichen Wesens verkenne, daß man so tue, als wäre unser Volk ein christliches Volk, als würde die Mehrzahl der Menschen je aus echten Jüngern Jesu bestehen, dagegen wandte er sich immer wieder. Daß man Handlungen, die tatsächlich aus wohlverstandenem eignem Interesse hervorgehen und her-

[1]) Hier besprochen 1930, 161 ff. (von Marianne Weber) und 1933, 212 ff. (von Reinhold Schmidt).

zuleiten sind, auf höchste Grundsätze christlicher Moral zurückführe, das galt ihm als wunderliche Verstiegenheit. Daß man Bibel und Katechismus vor Kindern so behandle, als könnten alle Kinder die hohen Erfahrungen des Apostels Paulus oder Luthers machen, das erschien ihm als eine schwere Gefahr für die Aufrichtigkeit; so würden die heiligen Worte und Taten leicht zu Alltagsware, zur Phrase. Ueberhaupt bringe der ständige Umgang mit den erhabensten Zeugnissen religiöser Dichtung und mit den großen Sprüchen der Bibel uns in Versuchung, zu hoch herzufahren, hohe Worte zu machen, die leere Worte werden. So konnte er eine seiner letzten Vorlesungen über das Thema halten: die Gefährdung der Wahrhaftigkeit durch die Kirche. Wenn sie, als Buch herausgegeben,[2]) wenig beachtet worden ist, so mag das zum Teil dadurch erklärt sein, daß gerade in dieser Schrift einige Eigentümlichkeiten von Baumgartens Stil sich stark bemerkbar machen. Aber daß solches Buch wenig gelesen wurde, ist bei der Wichtigkeit des Themas bedauerlich genug. Um seines leidenschaftlichen Wahrheitssinnes willen war es ihm höchst unsympathisch, daß Althoff, der lange Zeit die preußischen Universitäten verwaltete, bei Baumgartens Berufung nach Kiel die Frage nach seiner Zugehörigkeit zum lutherischen Bekenntnis einfach dadurch für erledigt ansah, daß Baumgarten zufällig in München, also lutherisch, getauft war. Und bisweilen hat nach der Meinung seiner Freunde seine Abneigung gegen alle vorsichtigen Vermittlungsformeln und die Schärfe, mit der er seine abweichende Ueberzeugung aussprach, taktisch geschadet. So 1922 auf der Verhandlung über einen Vorspruch der neuen schleswig-holsteinischen Kirchenverfassung, wo er den Satz, daß das Bekenntnis nicht durch die neue Verfassung berührt werde, sich wohl hätte gefallen lassen; aber weitergehende Versicherungen wie die „Das Bekenntnis bleibt in voller Geltung" empfand er einfach als unwahr; es sei doch keine Rede davon, daß im 20. Jahrhundert die Bekenntnisschriften des 16. Jahrhunderts noch volle Geltung hätten. Wenn er solchen Formeln widersprach, hatte das die Wirkung, daß die Bekenntniseifrigen nun eine noch viel voller tönende Formel durchsetzten. Stellt nun aber die schleswig-holsteinische Kirche in diesem Bekenntnisvorspruch der neuen Verfassung das Alte Testament so neben das Neue, als hätte es die gleiche Geltung, so weiß heute Jedermann, wie wenig dies in der Kirche unserer Tage zutrifft. Insofern hat Baumgarten Recht behalten.

Vor allem aber hat er in den Uebungen, die er mit jungen Theologen hielt, in seinen praktischen Seminaren, sie immer zur Wahrhaftigkeit und Schlichtheit zu erziehen gesucht. Das erste Mal, daß ich ihn reden hörte — es liegt mehr als ein Menschenalter zurück —, berichtete er über einen solchen Vorfall. Er hatte einen Studenten über den Spruch „Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze; darum, wenn wir Nahrung und Kleidung haben, so lasset uns genügen" eine Religionsstunde vor 14jährigen Jungen halten lassen. Sie war gut ausgearbeitet; die Antworten kamen planmäßig; zuletzt konnte der Student feststellen, wie sehr die Wahrheit des Bibelwortes einleuchte. Dann fing Baumgarten selbst an, die Jungen zu fragen. „Was willst du, wenn du bald aus der Schule kommst, werden?" „Schneider." „Und was willst du als Schneider werden?" „Meister." „So, ich dachte, du wolltest immer Geselle bleiben. Warum willst du denn Meister werden?" „Weil ich da mehr verdiene." Ebenso wollten auch die Andern viel Geld verdienen. „Was willst du denn mit dem Geld machen?" Der eine antwortete, er wolle sich Bücher kaufen, der zweite wollte Reisen machen, der dritte in die „Kaiserkrone" gehen (ein Varieté in Kiel) usw. Jedenfalls konnte Baumgarten ihnen leicht nachweisen, daß sie alle sich keineswegs an Nahrung und Kleidung genügen ließen. „Es stimmt also gar nicht, was du vorhin gesagt hast; warum hast du denn so geantwortet?" Der Junge (weinerlich): „Ich dachte, wir sollten so antworten." Die Geschichte klingt scherzhaft; Baumgarten hat aber natürlich dafür gesorgt, daß sie ernst zu Ende ging, daß die tiefe Wahrheit, die in jenem Bibelspruch liegt, auch wenn man nicht voreilig so reden darf, als befolgten wir ihn alle gern, den Jungen und den Studenten deutlich wurde. Und wir nehmen die ernste Mahnung daraus, in unserer Kirche, die sich die Kirche des Wortes nennt, nicht zu viel Worte zu machen, Worte, denen die Taten und das Leben nicht entsprechen.

Baumgartens Wirklichkeitssinn wurde um so bewußter und schroffer, je mehr er Andere in Illusionen befangen sah, so wie in Deutschland Viele sich während des Krieges über den Ernst der politischen und militärischen Lage täuschten. Dieser Wirklichkeitssinn hat es ihm ermöglicht, sich gegebenenfalls umzustellen. Doktrinär war er nicht. Oft hat er das Wort Luthers angeführt, daß wir den Willen Gottes in den Tatsachen sehen. Aber das bedeutete wahrlich nicht, daß er mit dem Strome geschwommen wäre. Er konnte sehr eigensinnig sein und hätte sich Goethes Wort aneignen können, er sei Gott sei Dank seit vierzig Jahren in der Opposition gewesen.

Mit dem Sinn für das Wirkliche, dem Verlangen nach Aufrichtigkeit, nach Wahrheit verband sich bei ihm ein starkes Gerechtigkeitsgefühl. Er konnte sehr böse werden, wenn Christen von Liebe redeten, aber die schlichtere Pflicht der Gerechtigkeit nicht erfüllten, und wenn kirchliche Behörden nicht ebenso streng auf Rechtsschutz für ihre Pfarrer achteten wie staatliche auf die Rechte ihrer Beamten. Schon als Schüler hat er in einem Falle, in dem sein Rechtsgefühl verletzt worden war, lieber die Schule gewechselt als nachgegeben, und daß seine Eltern hier zu ihm gehalten hatten, blieb ihm wertvoll fürs ganze Leben. Sozialer Gerechtigkeitssinn war es, der ihn 1898 mit seinem Vetter Max Weber, Tönnies u. A. für die streikenden Hamburger Hafenarbeiter eintreten ließ; daß er sich damit seine Laufbahn verdarb, konnte ihn nicht irremachen. Forderte er für Jeden das Seine, so hieß das durchaus nicht: Jedem das Gleiche. Daß je nach geistiger Anlage und Leistungen die Lebensgüter verschieden zugemessen werden sollen, davon blieb er überzeugt. Sozialist ward er nie, und er blieb Bildungsaristokrat auch in dem Sinne, daß er die Sympathie der ihm sonst sehr zugetanen Volksschullehrer wiederholt verscherzte, indem er ihr Verlangen nach Hochschulbildung nicht unterstützte. Allerdings nicht bloß deshalb, weil er keine Ueberfüllung der Universitäten wünschte, sondern vor allem deshalb, weil er die unmittelbare Berührung namentlich des Landlehrers mit dem Volke hochschätzte und gegen die gelehrte akademische Bildung kritisch war: sie werde den Lehrer unpraktisch machen und dem Volke entfremden.

So war er von Gelehrtenhochmut ganz frei, wie überhaupt von bürgerlichen Standesvorurteilen. Daß die Not den Proletarier vieles ganz anders empfinden und ansehen läßt, als wir es tun, hatte er früh verstanden. Daß Seelsorge oft mit Leibsorge anfangen muß, prägte er seinen Schülern ein. Warm empfindend, half er, wo er konnte. Bis zur Inflation wohlhabend, hat er unzählige junge Menschen in ihrer Berufsausbildung gefördert, viele Einsame und Alte unterstützt. Durch den raschen Tod einer geliebten Frau früh einsam geworden, lebte er ganz für Andere; über ganz Deutschland waren die Familien verstreut, denen er als Freund und Seelsorger mit Rat und Tat diente.

An die weitere Oeffentlichkeit tritt solches Wirken nicht, trat auch seine Predigttätigkeit nur wenig. Denn seine gedruckten Predigten lassen doch nur zum Teil erkennen, warum er in der Universitäts- und Marinestadt Kiel zunächst lange einen überaus starken Erfolg als Prediger hatte, später aber dies, daß er in seinen Predigten immer wieder auch von der Lage von Staat und Vaterland sprach, und die politischen Gegensätze den Besuch seiner Predigten minderten. Man verzieh es ihm nicht, daß er nach dem Kriegsende von den Nationalliberalen zu dem Demokraten übergegangen war und sich überzeugt auf den Boden der Weimarer Verfassung stellte). Sondern was ihn weiteren Kreisen am meisten bekannt gemacht hat, war sein Kampf für Gewissensfreiheit und weitgehende Lehrfreiheit in der evangelischen Kirche, namentlich auch für Berücksichtigung der Ergebnisse der Bibelkritik und der

[2]) 1925 bei Kloß, Gotha.

Psychologie im Religionsunterricht. Altgläubige Denkweise achtend, verlangte er doch Lebensraum auch für den freien Protestantismus, damit unsere Kirchen Volkskirchen bleiben könnten und fortschreitende Erkenntnis und Kulturarbeit in innerer Fühlung mit evangelischem Christentum bleiben könne.

Es bedarf keines Wortes darüber, in wie scharfen Gegensatz dieser Mann zu starken theologischen, kirchlichen, politischen Strömungen der jüngsten Zeit treten mußte. Nun ist er diesen Kämpfen entnommen. Aber vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo man in den evangelischen Kirchen Deutschlands, bei allem Willen zu Ordnung und Gemeinschaft, doch schmerzlich und dringlich gerade solche Männer verlangen wird, die ihre selbständige Gewissenhaftigkeit und den Mut zu eigner Ueberzeugung so betätigen, wie Baumgarten es getan hat.

Kiel Hermann Mulert

Moderne Naturfrömmigkeit

3. Die Stellung der kirchlichen Frömmigkeit zur modernen Naturfrömmigkeit

An wen sollen wir uns wenden, um das Urteil der Kirchenfrömmigkeit über die moderne Naturfrömmigkeit zu hören? An die kirchlichen Behörden? In brennenden, unser Volk bewegenden sozialen und politischen Fragen haben die Kirchenregierungen vor der Errichtung des Dritten Reiches wohl öfter — nicht immer unter allseitiger Beistimmung der bewußt kirchlichen Kreise — Richtlinien aufgestellt, aber zu den stillen in der breiten Oeffentlichkeit wenig beachteten Regungen der modernen Naturfrömmigkeit haben sie sich nicht in amtlichen Kundgebungen geäußert. Wie sich die heutigen kirchlichen Behörden zu der älteren und zu der neu sich entwickelnden Naturfrömmigkeit stellen, wird sich erst klar übersehen lassen, wenn die Anschauungen der „Deutschen Glaubensbewegung" feste Gestalt gewonnen haben werden.

So wenden wir uns an den wissenschaftlichen Senat der evangelischen Kirche, die Professoren der Theologie. Inwieweit in den Vorlesungen — außer der kirchengeschichtlichen Würdigung der zu oberflächlich geratenen Naturreligion der Aufklärungszeit und der phantasievollen Naturphilosophie der Romantik — die selbständig gewordene Naturfrömmigkeit besprochen wird, läßt sich nicht kurzerhand feststellen. Veröffentlichungen von hohem wissenschaftlichem Wert zeigen aber, daß der Blick sich nach dieser Richtung wendet. Den Reigen eröffnete das Buch von Rudolf Otto „Naturalistische und religiöse Weltansicht" (Tübingen, Mohr, 2. Aufl. 1909); es faßt sofort mit der diesem Theologen eigenen Einfühlungsfähigkeit und inneren Freiheit den Grundunterschied klar ins Auge. Doch ist es bezeichnend, daß der Titel von „Weltansicht", nicht von „Frömmigkeit" redet, wie überhaupt die beiden Begriffe in den meisten Besprechungen ineinanderfließen. Für alle weitere Arbeit grundlegend ist das Buch „Natur und Gott" von Arthur Titius (Göttingen, Ruprecht, 2. Aufl. 1931), ein Werk von staunenswerter, auch von Fachgelehrten anerkannter Beherrschung der naturwissenschaftlichen Forschung. Damit die Grundgedanken auch einem weiteren Leserkreise zugute kommen, wäre es zu wünschen, daß ein jüngerer Theologe das bisweilen etwas schwerflüssige Gold noch einmal umschmelzen und in gangbare Alltagsmünze umprägen wollte. Aus der neuesten theologischen Literatur ist hervorzuheben das Buch „Wirklichkeitschristentum" von Georg Wünsch (Mohr 1932). Es hat das Verdienst, daß es eine ernsthafte Auseinandersetzung mit der naturwissenschaftlichen Weltanschauung in die grundlegenden Vorfragen der Dogmatik aufnimmt. Das vierte Kapitel hat die Ueberschrift: „Das naturwissenschaftliche Weltbild als Uroffenbarung".

Es ist keineswegs so, wie man es auch heute noch gerne darzustellen pflegt, daß die Ergebnisse der Naturwissenschaft für die Theologie gleichgültig wären, als ob „Natur auf einer anderen Ebene" läge wie der Gegenstand der Theologie und ihr Erkenntnisbild die Theologie in keiner Weise berühren könnte.

Das Kapitel kommt zu dem Schluß:

Danach ergeben sich als möglich folgende drei religiöse Stellungnahmen zur Naturwelt: a) Völlige Ablehnung einer letzten Aussage über den Sinn der Welt oder über ein letztes tragendes Prinzip, sei es Wille oder Gesetz.... b) Eine Frömmigkeit, deren Gegenstand die Natur ist, die das Ungeheure verehrt, sich als sein Teil weiß in Ehrfurcht und Hingabe.... c) Möglich — aber nicht mehr — ist endlich auch der Glaube an den ewigen Geist, der Himmel und Erde geschaffen hat, sie lenkt und erhält. Dann ist dies ganze Naturgeschehen seine Schöpfung, er selbst Offenbarung als Uroffenbarung.

Daß auch Theologen ohne akademischen Beruf sich mit Kenntnis und Erfolg an der Erörterung naturwissenschaftlicher Fragen beteiligen, beweist das Buch von Arthur Neuberg, „Urentwicklung der Menschheit" (Bertelsmann, Gütersloh 1928). Freilich liegt den deutschen Geistlichen eine derartige Anteilnahme weit ferner als etwa den englischen und schottischen Pfarrern.

Die kirchlichen und theologischen Zeitschriften werden begreiflicherweise durch die kirchlichen, kirchenpolitischen und theologischen Vorgänge und Veröffentlichungen so stark in Anspruch genommen, daß für die anderen Gebiete wenig Raum übrigbleibt; aber es ist doch dankenswert, daß eine Anzahl von ihnen, wie z. B. außer der „Christlichen Welt" das „Deutsche Pfarrerblatt", es sich zur Aufgabe macht, ihren Leserkreis über den Stand der Beziehungen zur Naturwissenschaft auf dem laufenden zu erhalten; allerdings auch zumeist zur naturwissenschaftlichen Weltanschauung, selten zur Eigenart ihrer Frömmigkeit.

Lehrreich wäre es, wenn ein Kenner die neuere Predigtliteratur unter diesem Gesichtspunkt durchmustern wollte.

Diese Feststellungen waren nötig, um einigermaßen sicheren Grund und Boden unter den Füßen zu haben; aber das auf diesem Wege zu gewinnende Bild muß sehr unvollständig bleiben, weil nur ein Bruchteil der in der kirchlichen Welt vorhandenen Stimmungen und Urteile sich in der kirchlichen Literatur widerspiegelt. So macht sich eine Ergänzung durch unmittelbare Lebensbeobachtungen nötig, die sich selbstverständlich ihres subjektiven Charakters bewußt bleiben und deshalb auf Berichtigungen nicht nur gefaßt sein, sondern sie dringend wünschen müssen.

Am leichtesten werden mit dem uns beschäftigenden Problem diejenigen kirchlichen Kreise fertig, die einen ernsthaften Zwiespalt zwischen Kirchenfrömmigkeit und Naturfrömmigkeit nicht sehen. Man sagt:

Die Sache ist doch so einfach, wenn die beiderseitigen Anschauungen auf ihrem Gebiete bleiben. Geistliches und Weltliches ist reinlich zu scheiden. Wenn keine der beiden Mächte sich Uebergriffe erlaubt, so ist ein friedliches Einvernehmen verbürgt. Besonders seitdem die Naturwissenschaft aufgehört hat, alles Geistige materialistisch erklären zu wollen, ist eine Grenzüberschreitung von ihrer Seite nicht mehr zu befürchten.

Es liegt etwas Mittelalterliches in dieser strengen Scheidung zwischen geistlich und weltlich. Ihre Vertreter wissen nicht oder wollen nicht wissen, daß seitdem eine andere Zeit geboren ist. Für das freundliche Zusammenleben und Zusammenarbeiten sind diese zumeist auch persönlich liebenswürdigen vermittelnden Leute gut zu brauchen, aber zur Förderung des Problems können sie nichts beitragen. Ob aber nicht bisweilen auch durch die Gemüter dieser Harmlosen, die an der Oberfläche schwimmen, eine leise Sorge geht, es könnte verborgene Tiefen geben, die unheimlich sind?

Anders liegt die Sache bei denjenigen Kirchenchristen, die gegen die moderne Naturwissenschaft von vornherein eine Kampfstellung einnehmen. Wir unterscheiden zwischen denen, die von einer mehr gefühlsmäßigen Leidenschaft getrieben werden, und solchen, bei denen die Gegnerschaft aus ernsthaftem Nachdenken herauswächst. Aus dem Munde der Ersteren hören wir temperamentvolle Anklagen gegen die Naturwissenschaft:

Ihr überheblichen Geister, die ihr euch anmaßt, an die Stelle des allmächtigen Schöpfers eine tote Naturkraft zu setzen! Dem Menschen, dem Ebenbild Gottes, reißt ihr die Krone der Unsterblichkeit vom Haupte und würdigt ihn zum Tier herab. Was wollt ihr ihm als Ersatz anbieten, wenn ihr ihm den einzigen Trost im Leben und im Sterben geraubt habt? Euer bißchen Naturschwärme-

rei? Der Herr im Himmel lachet euer, ihr werdet am Tage des Gerichts schwer büßen.

In solche bittere Anklagen hinein mischt sich gelegentlich ein Vorstoß gegen die Tochter der Naturwissenschaft, die den Menschen entseelende Technik, obwohl man deren Errungenschaften auf dem Gebiet der Wirtschaft und des Verkehrs für den eigenen Gebrauch recht gern in Anspruch nimmt, ohne daran zu denken, daß die Kirche ebenfalls ihre Technik hat, die ihr auch zur Gefahr werden kann.

Woher stammt diese leidenschaftliche Abwehrbewegung gegen alles, was mit der modernen Naturwissenschaft zusammenhängt? Zumeist wohl aus der bewußten oder unbewußten Erinnerung an die Zeit, in der die Darwinsche Entwicklungslehre ihren Siegeszug durch die Welt hielt. Es war ein Unglück, daß in Deutschland diese in hohem Maße anregende, aber keineswegs alleinseligmachende Theorie als Kampfmittel gegen die Kirche und gegen die kirchliche Frömmigkeit verwendet wurde, während man sie in ihrem Mutterlande England viel nüchterner und sachlicher verkündete und prüfte. Wir älteren kirchlich eingestellten Leute hatten wohl alle seinerzeit einen ehrlichen Zorn gegen den Wortführer dieser christentumsfeindlichen Richtung, den Professor Haeckel in Jena, der seinen wohlerworbenen wissenschaftlichen Ruf dazu mißbrauchte, in seinen „Welträtseln" die tiefsten Fragen der Menschheit in oberflächlichster Weise zu lösen und das, was den Christen heilig ist, in beleidigender Form zu bekämpfen. Diese Beschimpfungen wurden in Zeitungen, Zeitschriften und Broschüren in die weitesten Kreise hinausgetragen. Welche seelischen Verwüstungen haben damals volkstümliche Schriften wie „Moses und Darwin" oder „Die Bibel in der Westentasche" vor allem in proletarischen Kreisen angerichtet! Diese leidenschaftlichen Angriffe riefen eine gleich leidenschaftliche Gegenströmung hervor, die noch heute in manchen kirchlichen Kreisen so stark fortdauert, daß von ihnen jede naturwissenschaftliche Erkenntnis mit mißtrauischer Befürchtung eines darunter versteckten Angriffes begrüßt wird.

Es ist ja erstaunlich, daß eine so weit zurückliegende Erfahrung so lange nachwirken kann; wer sich aber daran gewöhnt hat, auf die Gesetze der Schichtenbildung nicht nur in der Entwicklung der Erdrinde, sondern auch im geistigen Leben der Menschheit zu achten, wird über derartige Ueberreste einer früheren Periode nicht erstaunt sein. Diese Ueberbleibsel aus der Haeckelzeit haben insoweit noch ihre Berechtigung, als es noch heute waschechte Bekenner des Haeckelschen christentumsfeindlichen „Monismus" gibt, gegen die der Kampf noch ebenso zu führen ist wie einstmals. Aber die neue geistige Welle ist über sie hinweggegangen. Das wird sofort deutlich, wenn wir einem Haeckel Männer wie Driesch und Francé, oder der ehemaligen „Gartenlaube", die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die glaubensfeindliche Wissenschaft verbreitete, die volkstümlichen, in vorbildlicher Weise objektiv gehaltenen Hefte des „Kosmos" gegenüberstellen. Wer diesen Umschwung miterlebt und verstanden hat, wird von jenem leidenschaftlichen, feindseligen Vorurteil gegen die Arbeit der Naturwissenschaft geheilt sein.

Damit sind freilich die sachlichen Bedenken nicht beseitigt, die aus reifem Nachdenken erwachsen sind. Sie sind sehr ernst zu nehmen. Aus dem Munde dieser Nachdenklichen hören wir zunächst eine Warnung:

> Bildet euch nicht ein, daß die gegenwärtige friedliche oder freundliche Stimmung einiger führender naturwissenschaftlicher Schriftsteller gegenüber der kirchlichen Frömmigkeit immer anhalten wird; es kann ein Umschwung kommen, der euren Optimismus über den Haufen wirft.

Auch wenn wir für absehbare Zeit damit nicht rechnen, wollen wir diese Warnung nicht vergessen, wenn wir an eine grundsätzliche Auseinandersetzung herangehen.

Von den Einwendungen der kirchlichen Frömmigkeit gegen die moderne Naturfrömmigkeit wählen wir die zwei schwerwiegendsten aus. Die erste richtet sich gegen die Relativität, gegen die „in Wahrscheinlichkeit eingebettete" Grundanschauung der Naturfrömmigkeit: „Was hilft uns eure Wahrscheinlichkeit; wir verlangen Gewißheit. Unser felsenfester Grund ist die göttliche Offenbarung."

Dieser Einwand stammt aus dem unmittelbaren Lebensinteresse der evangelischen Kirche an der Wahrheitsgewißheit. Aber stimmen wirklich in dieser Hinsicht alle kirchengläubigen Evangelischen miteinander überein? Denken wir uns, daß durch einen seltsamen Zufall in einem befreundeten Kreise ein „liberaler" Religionslehrer, ein streng konfessionell gerichteter Jurist, eine von theologischen Schulmeinungen unbelastete kluge Frau, ein Gemeinschaftsmann und ein „dialektischer" Theologe miteinander die Frage besprechen: „Wodurch bin ich meines Glaubens gewiß?" Keine Formulierung vermag sich durchzusetzen, jedes Schema wird zerbrochen. Dabei stellt sich heraus, daß nicht bloß über das Werden der christlichen Gewißheit, sondern auch über die Entstehung jeder menschlichen Gewißheit — trotz aller theologischen und philosophischen Untersuchungen — bisher keine einwandfreie Erklärung erzielt worden ist und vielleicht nie erzielt werden wird, weil Gott manche Geheimnisse für sich behält. Aber in einem Punkte sind sich doch alle einig: Nicht unser Wollen, unser Denken, unser Fühlen, unsere Urteilskraft, unsere sich einfühlende Innenschau macht uns unseres Glaubens gewiß, sondern diese Gewißheit kommt von Gott, er ist der Uebergewaltige. Also in dem, was die altprotestantische Theologie mit dem Worte vom Testimonium spiritus sancti internum, dem inneren Zeugnis des heiligen Geistes, zu erfassen suchte.

Mit diesem Satz wendet sich die kirchliche Frömmigkeit gegen die Relativität der Naturfrömmigkeit und sichert sich dadurch ihre innere Geschlossenheit. Sie ist geneigt, den Gegensatz so zu fassen: Die Naturfrömmigkeit ist rationalistisch, es handelt sich bei ihr um Erfahrung, Schlüsse, Verstandesarbeit, bei der kirchlichen Frömmigkeit um eine gottgewirkte innere Wirklichkeit, um Offenbarung.

Wenn die Sache so steht, so ist damit für jeden Kirchenchristen die Minderwertigkeit der Naturfrömmigkeit erwiesen.

Ist diese Darstellung richtig? Eine Tatsache spricht dagegen: die innere Verwandtschaft der modernen Naturfrömmigkeit mit der christlichen Mystik. Es ist doch kaum ein Zufall, daß bereits der wissenschaftlich noch durchaus von Darwin abhängige Vorläufer der modernen Naturfrömmigkeit, Wilhelm Bölsche, den „Cherubinischen Wandersmann" des Angelus Silesius herausgab, und daß der Diederichssche Verlag seiner Ausgabe der Predigten des Meisters Eckehart eine sehr lesenswerte Vorrede des Naturwissenschaftlers Hermann Büttner vorausschickte. Was die moderne Naturfrömmigkeit mit der christlichen Mystik verbindet, spricht E. Dacqué mit den Worten aus:

> So wurzelt alles, was wir forschen wollen, in der Mystik, auch wenn wir von der Frage der paradiesvertreibenden Schuld absehen und Mystik nur als das Erleben der inneren Einheit, aber der lebendig-schöpferischen Einheit alles Daseins nehmen, als der erschauten Gewißheit, daß alles Lebendige im Schoß Gottes liegt.

Auch die Naturfrömmigkeit schöpft also aus verborgenen, unergründlichen Quellen. Wenn diese innere Verwandtschaft vorhanden ist, welchen Grund hat dann die Naturfrömmigkeit, sich von der kirchlichen Frömmigkeit loszusagen? Es gibt Kirchenchristen, die mit der schnellfertigen Erklärung zur Hand sind: Der Stolz ihres übergroßen Selbstbewußtseins hindert die Naturgläubigen, sich dem Worte Gottes zu unterwerfen. Mögen bei dem oder jenem ähnliche Regungen durch die Seele gehen, so ist doch diese Erklärung zu oberflächlich; die Trennung ist nicht so leichten Herzens geschehen. Wenn wir die Schriften ernstzunehmender Naturgläubiger nicht nur erkenntnismäßig lesen, so vernehmen wir von Zeit zu Zeit einen Klang, in dem etwas mitschwingt wie Heimweh. Wie wenn ein Mensch einmal wieder in seine alte Kinderheimat zurückkehrt, wo einst das stille Elternhaus stand. So ist es ihnen wohl zumute, wenn der alte Kinderglaube einmal wieder in der Seele auftaucht.

Warum haben sie sich diesen Kinderglauben nicht durch alle Erschütterungen des Lebens hindurch bewahrt? Es war doch so tröstlich, von der Hand eines Vaters geführt zu werden, der die unsere umschließt. Warum halten sie diese Hand nicht fest? Der schwerste Kampf ist der Kampf eines Menschen mit seinem Gewissen; und niemand soll sich anmaßen, Richter über

ein fremdes Gewissen zu sein. Freilich, heute lachen Viele über den Luxus eines eigenen persönlichen Gewissens. In wessen Seele aber Gott einen Strahl seines eigenen Lichtes hat aufleuchten lassen, wenn auch menschlich oder sündlich getrübt, der läßt sich dieses Gnadengeschenk nicht entreißen zugunsten einer „kollektivistischen" Normalanschauung. Nehmen wir dieses Recht für uns in Anspruch, so müssen wir es auch Anderen zubilligen, selbst wenn wir uns in ihr Innenleben nicht hineindenken können. Woher aber stammt die Verschiedenheit dieses Innenlebens, die den Einen dazu führt, das Hauptgewicht auf die anschauungsmäßigen Eindrücke der Außenwelt und die daraus sich ergebende Gegenwartswirklichkeit zu legen, den Anderen, das Geheimnis „Gott und die Seele" oder „Christus in uns" als die größte und wichtigste Tatsache unseres Erdendaseins anzusehen? Die Berufung auf Vererbung, Erziehung und sonstige Lebenseinflüsse reicht nicht aus; wir müssen tiefer in unerklärte und vielleicht unerklärbare Rätsel des Menschenwesens hinabsteigen. Wir versuchen, den Unterschied so auszusprechen: es gibt zwei grundsätzlich verschiedene Arten von Menschen, solche, die von außen nach innen leben, und solche, die von innen nach außen leben. Die ersteren werden, wenn sie fromm sind, ihrem Wesen nach dazu neigen, den Zusammenhang mit den die Welt durchwaltenden göttlichen Kräften in sich aufzunehmen und zu erleben, die anderen werden das verborgene Leben „mit Christo in Gott" suchen und darin ihren Frieden finden.

Es ist für einen kirchlichen Menschen nicht leicht, diesen Satz auszusprechen, weil dadurch die Einzigartigkeit und Allgemeingültigkeit des Christentums bedroht scheint. Aber wir dürfen unser Urteil nicht von Stimmungen und Wünschen bestimmen lassen, sondern von nüchterner Sachlichkeit, soweit wir die Wirklichkeit zu verstehen glauben.

Als Ergebnis muß festgestellt werden: so sehr die kirchliche Frömmigkeit sich das Wort des Apostels Paulus zu eigen macht: Wir tragen den Schatz „in irdenen Gefäßen", so vermißt sie doch in der modernen Naturfrömmigkeit den sicheren Untergrund einer übernatürlichen Offenbarung, die ihr die „Offenbarung Gottes in der Natur" erst verständlich macht. Sie findet, auch wenn sie auf den Gedanken einer besonderen Inspiration der heiligen Schriften völlig verzichtet, diese übernatürliche Offenbarung vollendet in der geschichtlichen Person Jesu Christi, in der die Kluft zwischen Diesseits und Jenseits überbrückt ist. Dadurch gewinnt sie die Zuversicht, mit Ernst Moritz Arndt zu singen: „Ich weiß, an wen ich glaube, ich weiß, was fest besteht, wenn alles hier im Staube wie Staub und Rauch verweht." Diese Gewißheit stellt sie der Relativität der naturwissenschaftlichen Weltansicht und ihrer Frömmigkeit entgegen.

Die Naturfrommen werden das Gewicht dieses Einwandes dadurch zu entkräften suchen, daß sie sagen: „Der Einwand der Relativität trifft wohl unser Weltbild, aber nicht unsere Frömmigkeit; diese ist in ihrem innersten Grunde von dem Wechsel der Naturerkenntnis unabhängig." Eine unausgeglichene Spannung bleibt.

Noch tiefer, bis in das innerste Mark, trifft der zweite Einwand. Es handelt sich um die kirchliche Lehre von der Begnadigung des sündigen Menschen. Die Kirche hält den Naturfrommen vor: „Eure Frömmigkeit hat nicht die Kraft, die bittersten Nöte der Menschheit, das Leid und die Sünde, voll zu verstehen und innerlich zu überwinden. Nur durch Buße und Gnade führt der Weg zum inneren Frieden." Die Naturfrömmigkeit antwortet:

Ein ungerechter Vorwurf! Sind nicht viele unserer Brüder gerade dadurch am Gottesglauben irre geworden, daß sie angesichts der ungeheuren Summe von Menschenleid und Ungerechtigkeit nicht mehr an einen liebenden Vatergott glauben konnten? Wir wissen ebenso wie ihr, daß jedes Handeln gegen die göttlichen Gebote Leid bringt und seine Strafe in sich trägt. Jede Störung der naturgemäßen Harmonie verlangt nach Ausgleich. Ist doch jede Bewegung im Weltall, das Wehen des Windes, der Lauf des Wassers, das Kreisen der Gestirne hervorgerufen durch diesen Drang nach Ueberwindung der Störungen. Dasselbe gilt auf sittlichem Gebiete. Unser Leben ist ein hartes Ringen, die Störungen zu beseitigen, um zu innerer Harmonie zu gelangen. Der Mann, der nach Verfehlungen sich selbst wiederfindet und das Menschenmögliche tut, um das Unrecht gutzumachen, ist wertvoller als der, welcher jammernd vor dem Altare kniet.

Die Kirche erwidert:

Das ist nicht genug; die sündige Seele verlangt Sühne, Freisprechung, Vergebung, Versöhnung. Auch Faust, „der immer strebend sich bemüht", bedarf der Gnade von oben. In eurer selbstsicheren Frömmigkeit habt ihr Eins nicht erkannt, den inneren Zwiespalt der Menschenseele: „Das Gute, das ich will, tue ich nicht, aber das Böse, das ich nicht will, das tue ich."

Es ist mir, indem ich diese Zeilen schreibe, als ob ein befreundeter Irrenarzt mir über die Schulter sähe und vor sich hinmurmelte: „Also eine Religion für die Schizophrenen (die in ihrem geistigen Wesen ‚Gespaltenen')." Ein boshaftes Wort, aber es ist eine Wahrheit darin. Das Christentum hat die innere Gespaltenheit der Menschenseele zwar nicht bewirkt, aber offenbar gemacht. Die Erkenntnis dieses Zwiespalts kam durch das göttliche Gesetz, die Heilung durch die göttliche Gnade. Nur die Religion des Kreuzes vermag den Zwiespalt zu lösen.

Aus diesem Grunde haben die Reformatoren den Glaubenssatz von der Rechtfertigung allein durch den Glauben als den Grundartikel der evangelischen Kirche bezeichnet, mit dem sie steht und fällt. Und die gegenwärtig verbreitete theologische Schule, die unter dem Namen von Karl Barth geht, hat seit Beginn des Weltkriegs gegenüber einer kulturseligen Gegenwart diesen reformatorischen Grundgedanken wieder in den Mittelpunkt gestellt und, als diese Kulturseligkeit im Weltkriege zusammenbrach, mit verdoppelter Kraft demütige Ehrfurcht und Beugung vor Gottes Heiligkeit und vor seinem Gericht gefordert.

Wie kommt es dann aber, fragt die Naturfrömmigkeit weiter, daß diese Grundwahrheit zwar einem jüngeren Theologengeschlecht und den mit ihm engverbundenen kirchlichen Kreisen in das Herz gedrungen ist und dadurch dem etwas müde gewordenen Antlitz der Kirche eine neue Frische und neue Sicherheit gebracht hat, daß aber nicht wie in der Reformationszeit die breiten kirchentreuen Schichten der Bevölkerung mit elementarer Kraft von dieser Bewegung ergriffen worden sind? Warum nicht? Weil geschichtliche Erlebnisse sich nie in gleicher Weise wiederholen, weil die Welt inzwischen eine andere geworden ist. Als Luther und Calvin lehrten, stand die christliche Welt unter der Nachwirkung einer vielhundertjährigen strengkirchlichen Erziehung; die Grundpfeiler des Kirchenglaubens: Gott, Himmel und Hölle, Jüngstes Gericht, standen dem gemeinsamen Denken — außer bei einem verhältnismäßig kleinen Kreise von Weltmenschen, Grüblern und Zweiflern — unbedingt fest. In den Herzen brannte die Frage: Wie entrinne ich dem ewigen Verderben? Wie bekomme ich einen gnädigen Gott?

Es ist anders geworden, nicht nur bei den Kirchenfremden. Auch treue Kirchenbesucher kehren nicht selten aus dem Gottesdienst heim mit dem wehmütigen Gefühl: der Prediger meint es aufrichtig, es sind auch biblische Wahrheiten, die er mit Ernst und Wärme vorträgt; aber er gibt mir nicht das, was ich brauche, ich bleibe ohne Antwort auf die Fragen, die mich quälen und innerlich umtreiben.

Worin liegt der Grund solcher Unbefriedigtheit? Der Prediger sprach so, als lebte die Gemeinde mit ihrem Suchen und Fragen noch in den Tagen der Reformation. Und doch sind viele seiner Zuhörer diesem Seelenzustand entfremdet. Gott ist ihnen nicht mehr so nahe, so unmittelbar gewiß und greifbar; das himmlische Leben nach dem Tode, das einst so beruhigend und beseligend lockte, ist in Nebel gehüllt; eine Unsicherheit, eine Verworrenheit ist in das Leben gekommen, neue quälende Fragen sind aufgetaucht: Hat denn dieses ganze Dasein einen Sinn? Erbarmt sich Gott wirklich seiner Kinder, kennt und führt und schützt er jedes einzelne von ihnen, so daß es sicher unter seinen Flügeln ruhen kann? Die Frage nach dem gnädigen Gott ist zurückgetreten, dafür geht der alte Notschrei durch die Welt: Meine Seele dürstet nach dem lebendigen Gott. (Schluß folgt)

Dresden-Zschachwitz Johannes Naumann

Vom Weltprotestantismus der Gegenwart

Die „Souveränität Gottes" in England

„Souveränität Gottes" war das Leit-Thema, unter das sich das englische Freikirchentum auf der Jahresversammlung des National Free Church Council in Birkenhead stellte. Es ist erstaunlich, zu sehen, wie dieses Haupt-Dogma Calvins die protestantische Diskussion eines Landes bewegt, dessen Frömmigkeit bisher anerkanntermaßen einen semipelagianischen Charakter hatte. Calvin kommt offensichtlich zurück zu seinen Independenten und Presbyterianern, die einst sogar dem Unitarismus verfallen waren, zu den Baptisten, und er besucht sogar die arminianischen Methodisten und die mystischen Quäker, die alle im Rat der englischen Freikirchen zusammengeschlossen sind.

Was schließt ihm die Türe auf? Zunächst wohl einmal die sich auf allen Gebieten offenbarende Erkenntnis, daß es nichts ist mit der Souveränität des Menschen. Der Mensch hat sie sich angemaßt in der Wissenschaft, die ja nur entdeckt, aber nicht schafft oder herrscht. Er mimte Souveränität über die Welt, als er sie mit seinen Friedensprogrammen und internationalen Konferenzen neu zu ordnen suchte — und unterlag kläglich. Der Menschengeist sieht heute am Mißerfolg des Völkerbundes, der Abrüstungskonferenz und der Wirtschaftskonferenzen ein, daß er nicht einmal seine weltlichen Angelegenheiten mit seinen souveränen weltlichen Methoden ordnen kann. Dieser Mißerfolg bewirkt aufs neue, wie seinerzeit das Erdbeben von Lissabon, eine pessimistische Grundhaltung, in der die Souveränität des Menschen abdankt zugunsten der Souveränität Gottes.

So hat der Gang der Welt, das Chaos und die Hilflosigkeit der Gegenwart einen deutlichen Einfluß auf die religiöse Grundstimmung der Zeit.

Dazu kommt die Wiedergeburt des Geistes der Reformation, die heute weithin im geistigen Kampf der Gegenwart zu beobachten ist. Hier hat Karl Barth ohne Zweifel Geburtshelferdienste geleistet, auch wenn die Bewegung „Zurück zur Reformation!" einen breiteren Strom darstellt als die dialektische Theologie allein. Immerhin wird sein Name als Zeichen eines Neu-Calvinismus auch im englischen Kirchentum häufig genannt. Während einer Reihe von Vorlesungen an englischen Colleges und Fakultäten, namentlich in Oxford und Cambridge, klang der Name Barth beständig vor dem Lektor und die kritische Auseinandersetzung mit ihm ist in vollem Gange. Sie trifft allerdings noch auf den jüngeren Barth, da erst jetzt sein Römerbrief durch die Uebersetzung Sir E. Hoskyns dem englischen Publikum zugänglich wird. Die prophetische und stürmische Botschaft des Römerbriefs trifft auch den englischen Geist stärker als die auf fünf Bände berechnete Dogmatik, vor der die undogmatischen und eigentlich untheologischen Engländer eher erschrecken.

Damit ist „Souveränität Gottes" plötzlich ein führendes Thema im christlichen Denken Englands geworden. Man hört es in den stillen Höfen englischer Colleges in Oxford und Cambridge, am Kaminfeuer im theologischen Gespräch mit gelehrten Dons, in der Diskussion mit Studenten und sogar als Mahnung anglikanischer Bischöfe.

Der Bischof von Chester als Gast der Freikirchenkonferenz warf den Kirchen geradezu vor, daß sie die Souveränität Gottes durch ihren Herrschaftsgeist und ihre Schismen verdunkelt hätten. In der Rückkehr zur Souveränität Gottes sieht er den Weg zur christlichen Einheit. Er behauptete dabei allerdings, daß nach dem Hauptthema der Souveränität Gottes die nachfolgende Behandlung des kontinentalen Protestantismus ein Verlassen der Hauptlinie sei. Der Schreiber dieser Zeilen stellte dieser Behauptung entgegen, daß der dreifache Kampf des kontinentalen Protestantismus, *um das Leben, um die Freiheit, um die Wahrheit*, gerade die rechte Illustration zu dem Hauptthema sei, und der Präsident des Councils, der Baptist Rushbrooke, bestätigte, daß wir in der Teilnahme an diesem Kampfe tatsächlich uns im Herzen des eigentlichen Themas der Konferenz befänden.

Dieses Thema wurde in seinen verschiedenen Aspekten behandelt. Der feinsinnige Quäker Wood von Woodbroke College, das manchem schon eine Zuflucht gewesen ist, suchte in der Auseinandersetzung mit der Wissenschaft, namentlich mit Bertrand Russell, die Souveränität Gottes in der physischen Welt zu zeigen. Der Presbyterianer Anderson Scott behandelte dasselbe Thema von der neutestamentlichen Seite her, Griffith Jones auf moralischem Gebiet.

Die Gefahr, daß Souveränität Gottes nur als Theologumenon behandelt wird, liegt dem praktischen Wesen des Engländers nicht besonders nahe. Andrerseits sind die wenig grundsätzliche Kompromißnatur des englischen Geistes, seine Neigung zum Semipelagianismus und seine pragmatischen Tendenzen nicht die geradeste Straße zu der grandiosen und ausschließlichen Einseitigkeit, wie sie Calvin und Karl Barth in ihrer Betonung der Souveränität Gottes vertreten. Wenn jene synthetische Theologie des fatalen „*und*" (Offenbarung und Vernunft, Offenbarung und christliches Bewußtsein, Offenbarung und Kulturethos, Offenbarung und natürliche Schöpfungsordnungen) charakteristisch sein soll für die gegenwärtig herrschende Theologie der deutschen Revolution, so steht sicher die englische Theologie der Theologie der Deutschen Christen grundsätzlich näher als der Theologie der Opposition. Nicht umsonst bezeichnet Barth seinen Kampf als einen Angriff der Offenbarungstheologie auf den gesamten Kulturprotestantismus mit seiner eingeschlichenen natürlichen Theologie, wo immer auch außerhalb von Deutschland sie sich finde. Diese Synthese ist heute in der ganzen Welt verbreitet, wobei sich nur fragen läßt, wieviel theologia naturalis sich schon bei den Reformatoren findet.

Souveränität Gottes bedeutet seine Herrschaft auf allen Lebensgebieten. Das englische Freikirchentum zieht rasch die praktischen Konsequenzen und kommt dabei wieder einer prohibitiven Ethik nahe. Der „puritanische Ichor" fließt noch in den Adern der Abkömmlinge der Independenten und Puritaner und treibt sie zu praktischen Forderungen in der Frage des Spielverbots, der Slum-Säuberung, der Temperenz, der Fürsorge für Arbeitslose.

Die politischen und sozialen Fragen reichen in England unmittelbar ins religiöse Leben hinein. Die Staatsmänner haben daher auch auf die Stimme der Kirche zu achten. Sir John Simon, der britische Außenminister, selber ein Sohn eines Pfarrhauses, verschmähte es daher nicht, den Freikirchen den Standpunkt der Regierung in der Abrüstungsfrage klarzumachen. Er hatte recht, den Einfluß des englischen Freikirchentums auf die britische Politik zu betonen, denn dieses war früher die stärkste Stütze des Liberalismus und seiner freiheitlichen Forderungen.

Sir John Simon führte den neu beginnenden Rüstungswettlauf auf das seelische Element der gegenseitigen Furcht zurück. Es ist aber noch kein Anlaß zur Verzweiflung, trotz des mangelnden Erfolgs der Abrüstungskonferenz. Großbritannien fühlt andauernd die Aufgabe der Vermittlung, namentlich zwischen Deutschland und Frankreich, die ihm zufällt. Diese Aufgabe ist um so leichter, je mehr die Liebe zum Frieden und zur Freiheit die Seele der Völker beherrscht. Hier liegt daher auch eine deutliche Aufgabe der Kirchen. Die Konferenz hörte die üblichen Anträge der Pazifisten, das letzte Schiff zu versenken und die letzte Kanone zu zerstören, als unausweichliche Forderung der Souveränität Gottes. Die Versammlung ließ sich aber durch diese Forderungen, die die Existenz des Bösen durchaus übersehen, nicht vergewaltigen; sie gab indessen ihrer Hoffnung kräftigen Ausdruck, daß durch gegenseitige Verständigung und durch den Völkerbund ein Resultat der Abrüstungskonferenz erreicht werde.

Es wurde auch hier deutlich, wie die Frage der Gewalt als ethisches Problem in der heutigen theologischen Diskussion aktuell wird. Reinhold Niebuhr sieht keine soziale Besserung als möglich an ohne Gewaltanwendung, und George Sorel wird neuerdings von deutschen Bischöfen nicht nur zitiert, sondern praktisch angewendet. Was ist der Sinn und die moralische Berechtigung der Gewalt in einer bösen Welt? Ist die menschliche Gewaltübung eine Stellvertretung des obersten Gewalthabers der Welt oder eine Usurpation? Hier münden theologische und kirchliche Probleme unmittelbar in die Tagespolitik ein und Deutschland wird zu einem weltweiten Paradigma einer ethisch-religiösen Kontroverse.

z. Z. London — Adolf Keller

Der Kampf um die christdeutsche Einheit

Auf den Schlachtfeldern des Geistes gibt es nur *einen* Kampf, den es zu kämpfen lohnt: den Kampf des „Glaubens" (im Goetheschen Sinne) gegen den „Unglauben", des „Lebens" gegen den „Tod". Geht es um *diesen* Kampf in dem religiösen Ringen unserer Tage? Niemand wird leugnen, daß die reine Flamme des „Glaubens" auch hier glüht. Aber dazwischen schweifen noch immer die mißfarbenen Schwaden

von Machtangst und Betriebsamkeit, von kleinen und bösen Gedanken. Entsetzlich Vieles geschieht, was weder mit christlicher Herzensgüte, noch mit deutschem Seelenadel vereinbar ist. Dadurch wird das Vertrauen gelähmt und die Luft vergiftet. Und überall werden falsche, unsaubere Fronten gebildet und krampfhaft festgehalten. Wir kommen nur dann aus der Wirrnis der Geister heraus, wenn wir die Angst- und Wunschperspektiven des Augenblicks (die alle „individualistisch" sind!) verlassen und mit aller Bestimmtheit unsern Blick auf das Wesentliche und Entscheidende richten.

1

Zunächst muß unbedingt Klarheit darüber sein, was denn das Entscheidende an dem großen politischen Geschehen in unserer Mitte ist. Da ist es denn doch wohl kein Zweifel mehr, daß sich hier nicht eine belanglos-zufällige Umbildung vollzieht, die morgen wieder einer beliebigen andern Ordnung der Dinge Platz machen könnte. Was wir heute erleben ist vielmehr „ein Aufmarsch zu neuer geschichtlicher Entwicklung auf der ganzen Erde", eine „neue Kristallisation der Völker" (Eugen Diesel). Und das steht in engstem Zusammenhang mit der Erschütterung unserer weltanschaulichen Bindungen, mit dem Zerfall der ganzen geistigen Haltung des Abendlandes, der seit Jahrzehnten eingeleitet ist und zu einer Neubildung von unten und innen her drängt. „Unter vulkanischen Stößen ist die scheinbar so starre Schicht unserer moralisch-religiösen Ueberzeugungen zertrümmert worden", und auch „die so gut fundierten Pfeiler unserer reinen Vernunft begannen zu wanken, denn sie standen durchaus nicht auf dem granitenen Felsen ewiger Wahrheiten" (Fr. Würzbach). Statt dessen entsteht irgendwie etwas grundsätzlich Neues. Wer das nicht sieht, hat nichts gelernt und nichts begriffen.

Es ist doch alles bekannt genug: Das ungeheure Mißverhältnis von „Geist" und „Seele", von „Logos" und „Eros", von Intellekt und Vitalität, die Zersetzung des Lebens durch die Entartung des „Individualismus", durch die Despotie der Maschine und die Giftströme einer schillernden Zivilisation, das alles schreit längst nach einer Lösung. Die Feinnervigen und Sehenden sprechen seit Jahrzehnten in beweglichen Worten davon, von Nietzsche bis zu Klages und Diesel. Aber sie alle haben die Lage nicht ändern können. Da brechen aus den Tiefen der „Volksseele" — man kann es schon nicht anders nennen — eruptive Kräfte hervor, die alles auf den Kopf stellen. Der Geist wird zurückgedrängt in die seelisch-vitale Ganzheit, die Gewaltherrschaft der Maschine wird gebrochen, der Zivilisationsschwindel hinweggefegt, der „Einzelne und sein Eigentum" wieder eingebaut in den natürlichen Wurzelgrund, wieder beheimatet in Natur und Volk. Daß das mit allerlei Gewaltsamkeiten verbunden ist, daß allerlei Unrat mit hochspritzt — wie könnte es anders sein? Jedenfalls wird endlich damit — trotz allem und allem! — der Grund gelegt für einen Neuaufbau des verfallenden Menschentums, für eine Neuschöpfung im Einklang mit den elementarsten Kräften des Seins, von „Blut und Boden" her.

Uns „Intellektuellen", uns „Religiösen" geht das alles freilich sehr schwer ein. Wir haben immer geglaubt, daß nur mit gutem klugen Worte und mit „edler Gesinnung" geholfen werden könnte. Das ist natürlich nicht falsch. Inzwischen aber geschieht das Entscheidende mehr oder weniger ohne uns in einer freilich nicht immer erquicklichen Derbheit. Aber es muß so sein. „Lange" haben auch wir uns „gesträubt" und werden doch „endlich nachgeben" müssen. Wir werden einsehen müssen, daß es Gott in seiner unbegreiflichen Weisheit gefallen hat, wieder einmal das auffällig „Unschöne", „Ungeistige", ja wohl auch „Unreligiöse" zum Ausgangspunkt einer Neuschöpfung unter den Menschen zu machen. Damit ist keineswegs alles das gesegnet, was vom Teufel ist an und bei diesem Geschehen. Aber etwas ist allerdings damit gesagt: daß das, was hier geschieht, eben irgendwie von Gott her ist.

Nicht alles politische Geschehen kommt von Gott. Der Gnostiker Marcion hatte in der Hauptsache ohne Zweifel recht: das weltgeschichtliche Werden vollzieht sich vornehmlich abseits von Gott. Denn der Mensch ist irgendwie aus Gottes Schöpfung herausgefallen. Und sein Tun ohne Gott ist zunächst „sündhaft" und trotz allen Raffinements so „dumm" wie möglich. Wenn aber das gottlose Elend ganz unerträglich wird, kommt immer wieder einmal die Stunde, da alle unsere politischen Gewächse zusammenbrechen und Gott durch Menschen seiner Wahl „politisch wird". Und solches „Politisch-Werden" dient notwendig irgendwie dem „Reiche Gottes".

Es ist und bleibt der Ursinn des Evangeliums und der Kern aller wahren Christgläubigkeit, daß das „Reich Gottes" zu uns „komme" und daß „Gottes Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden". Wir wachsen heute klar über die alten theologischen Streitereien hinaus, ob dieses Reich „jenseitig" oder „diesseitig", „künftig" oder „gegenwärtig" gedacht werden müsse. Wir wissen aus dem schlichten Wortlaut der entscheidenden Worte Christi genau so wie aus unserem entscheidendsten Erleben und Erleiden selber, daß Gott noch nicht König ist unter uns, daß er es aber immer mehr werden soll und will. Das ist im Grunde alles! Das ist das ganze Christentum! Wer es noch immer nicht glauben will, der lese es in zwei Büchern nach, die — von ganz verschiedenen Voraussetzungen ausgehend und mit gänzlich anderen Mitteln arbeitend! — fast dasselbe sagen und vielleicht nicht zufällig gleichzeitig erschienen sind: Rudolf Ottos „Reich Gottes und Menschensohn" und Johannes Müllers „Verwirklichung des Reiches Gottes" (beide bei Beck in München). Wenn das aber richtig ist, so gehört auch das heutige Geschehen — trotz all seiner Härten — mitten in diesen Zusammenhang hinein. Wenn heute der ganze Unrat menschlicher Entartung, die grotesken Produkte des wilden Individualismus, Intellektualismus und Industrialismus wie mit einem Besenstreich beiseite gekehrt werden und eine neue Einheit von Seele und Geist, von Tat und Gedanke angestrebt wird, so sind das gewiß zunächst rein menschliche und „immanente" Ereignisse, es sind aber gleichzeitig Begleiterscheinungen von Vorgängen im „Reiche Gottes". Wem eine derartige „Vermengung" der Dinge gottlos erscheint, der mag sich sehr ernstlich prüfen, ob er nicht vielleicht bei all seinem ernsthaften „Christentum" — ein wenig „religiös" verbildet ist. Denn wo immer ein Volk zu sich selber kommt, wo es die Wurzeln seines Seins in die letzten Quellen des Lebens zu strecken beginnt, und, von ihren Kräften gespeist, sein blutsmäßig-seelisches Sein neu entfaltet, da steht es mitten im göttlichen Schöpfungsstrome drin und fängt irgendwie an, in seinem Bereiche eben die „Herrschaft Gottes" auf Erden zu verwirklichen. Jesus hat bei Matth. 11 (nach neuerer Deutung) gesagt, daß „seit den Tagen Johannes des Täufers" — den Jesus weithin ablehnt! — „das Himmelreich seine Gewalt entfalte". So darf und muß man auch in unseren Tagen davon reden, daß das Himmelreich einen neuen machtvollen Vorstoß tut — trotz aller möglichen unerquicklichen Vorgänge dabei, die wir ablehnen. Wir würden das wahrscheinlich alle viel deutlicher sehen, wenn wir nicht seit Jahrhunderten gewöhnt wären, uns das „Himmelreich" phantasiereligiös auszumalen, es von der Wirklichkeit der Erde abzulösen und aufs „Jenseits" zu vertragen — oder aber es schwarmgeistig vorwegzunehmen!

2

Das ist auch der Grund, warum eine zweite wichtige Tatsache, die mit der ersten aufs engste zusammenhängt, so wenig gesehen wird: daß dieses ganze Geschehen zugleich eine Revolution für die christliche Religion bedeutet, — daß das Christentum in unseren Tagen vielleicht die gefährlichste Krisis erlebt, von der es auf seinem Gange über die Erde überhaupt befallen worden ist. Die „Deutschen Christen" hatten geglaubt, das Schifflein der christlichen Religion in der überlieferten Form sofort in das Kielwasser des großen politischen Geschehens bringen und dann womöglich eine Eroberung des ganzen Volkes für den Protestantismus erreichen zu können. Daß das nicht so geht, haben wir inzwischen gründlich genug erlebt.

Die Ursachen dieses vollkommenen Fehlschlages liegen viel tiefer, als man gemeinhin sieht. Sie liegen eben darin, daß der gesamte weltanschauliche Bau, mit dem die christliche Religion von Anbeginn verflochten war und in den sie erneut durch die Reformation eingebaut worden ist, heute zu Bruche geht. Mit Worten kann man das ja überhaupt nicht oder nur sehr unvollkommen klarmachen. Man „übertreibt" dabei immer — und formuliert doch nie scharf genug! Der Wissende weiß aber, worum es geht. Wir wissen es doch schon seit Goethe und dann wieder seit Nietzsche genau genug. Es geht um ein Jasagen zum Leben, nachdem jahrhundertelang Nein gesagt worden ist. Es geht um ein neues Wurzelschlagen im Boden, nachdem wir uns eine Zeitlang der Erde entzogen und zum Himmel gestreckt hatten. Es geht um ein Wiederanknüpfen an die Ungebrochenheit der Frühzeit, nachdem wir lange unsere Erlösung in der Gebrochenheit gefunden hatten. Es geht um einen neuen Stolz, der aber alle Demut und alles Wissen um Sünde und Erlösung mit hineinnimmt in sein neues aufrechtes Menschentum.

Es ist nun das große Geheimnis im Christentum, daß dieser demutvolle Stolz in seinen Ursinn mit eingebettet ist, daß er aber durch die große notwendige Zwischenbildung der christlichen Konfessionen weitgehend verdeckt und unwirksam gemacht worden ist. Das schlichte Evangelium Jesu Christi, wie es in den Reden Jesu noch wunderbar zu greifen ist, — die Botschaft vom Reiche Gottes, das mit der Kraft einer unsagbar hohen Liebe die Gutwilligen in aller Welt umspannt, schließt diesen „Stolz" überall ein! Mit diesem grundlegenden Verständnis vom Leben sind aber die weltanschaulichen Denkformen und Verhaltungsweisen der Zwischenzeit, die teilweise in den mannigfachen „Bekenntnissen" früherer Jahrhunderte ihren Niederschlag gefunden haben, keineswegs ohne Weiteres zu verbinden, trotz aller tiefen Wahrheit, die auch darin enthalten sein mag. Mit sicherem Instinkt hat deswegen der Nationalsozialismus nur das „positive Christentum" in sein Programm aufgenommen. Aber diese mißverständliche Formel hat bisher noch keine sichere Ausdeutung gefunden. Denn weder die immer noch verschämt-konfessionalistische Deutung der Deutschen Christen, noch die gegenteilige, dialektisch-antichristliche Rosenbergs (im „Mythos") und seiner völkischen Freunde, kann als solche genommen werden.

Die ganze Schwere der Krisis des Christentums wird von der völkischen Religion, von der neuen „Deutschen Gläubigkeit", viel schärfer gesehen als von den christlichen Kreisen selber. Und diese Bewegung würde niemals die Bedeutung erlangt haben, die sie nun tatsächlich hat, wenn nicht das offizielle Christentum sich so fest an seine überlieferten Denk- und Lebensformen klammerte, die doch weithin nicht mehr haltbar sind. Mit diesem Verfahren, das einer mißverstandenen Treue entspringt, halten die christlichen Kirchen vielleicht die engchristlichen Kreise alten Stiles bei sich fest, aber sie stoßen damit immer mehr die Menschen von morgen, die in einem neuen und tiefern Sinne „glaubend" sind, sie stoßen die künftigen Generationen von sich und bringen damit die christliche Religion selber in die schwerste Gefahr.

An sich hat der völkische Glaube, der unter Ausschluß des Christentums vorankommen will, sehr wenig Aussicht auf Erfolg. Denn er geht an der göttlichen Schöpfungs- und „Offenbarungs"-Geschichte vorbei und muß den unmöglichen Versuch machen, verstandesmäßig gleichsam aus dem „Blute" der „alten Germanen" einen neuen Glauben künstlich zu entwickeln. Er geht vor allem an der Tatsache vorüber, daß derselbe Gott, der auch heute bei uns am Werke ist, eben doch drüben im Orient einmal in entscheidender Weltstunde bei einem ganz anderen Volke und unter ganz anderen Umständen sich „offenbart" hat und — was wichtiger ist — daß diese Offenbarung frühzeitig von unseren Ahnen (allen modernen Geschichtsfälschungen zum Trotz) klar erkannt und vorwiegend freiwillig und mit tiefer Hingabe ergriffen worden ist. Das alles aber bedeutet doch keine Beruhigung für unsere „christliche Religion", die im Gegenteil allen Anlaß hat, die einfache Tatsache des Neuaufkommens eines sehr ernsthaften Religionsversuches als Menetekel zu nehmen.

Die ganze Lage weist also mit großer Eindeutigkeit auf eine Art christlicher Neubildung hin. Man muß nur den Mut haben, das einmal zu sagen. Aber man darf sich dabei weder etwas Gruselig-Radikales, noch etwas Phantastisch-Traumhaftes vorstellen. Eine Neubildung ist gemeint, die ehrlicher denn je auf die Grundwerte des schlichten Evangeliums Jesu zurückgreift, die unverlierbaren Errungenschaften der Reformation vollgültig einschließt und im entschlossenen Jasagen zum Leben und zu den gewaltigen Schicksalen der Gegenwart die „Verwirklichung des Reiches Gottes" ohne jeden Anflug von Schwarmgeisterei freudig und gläubig verkündet. Wir streben ja alle unbewußt einer christdeutschen Einheit zu, wie sie im Grunde schon seit den Tagen der sächsischen Kaiser, des Heliand und der wundervollen „romanischen" Dome latent vorhanden war und wie sie dann in den Schmerzen der deutschen Geschichte durch viele Verschüttungen hindurch unablässig nach Vollendung gerungen hat. Was wir hier „christdeutsch" nennen, ist aber sehr viel größer und sehr viel mehr tiefenverwurzelt als das, was zunächst bei den „Deutschen Christen" gemeinhin hervorgetreten ist!

Das liegt auch in der Lebensrichtung des neuen Staates. Er wird und will bestimmt diese Einheit nicht erzwingen. Aber da er doch irgendwie ein „totaler Staat" sein will, drängt er auch in Weltanschauung und Religion auf Einheit hin. Die Einheit, um die es geht, kann nach dem, was gesagt ward, durchaus nur in der genannten Richtung liegen. Daß dabei noch schwere Kämpfe zu erwarten sind, ist von vornherein klar. Wer ihre Schärfe mindern und wer verhüten will, daß sie nur zu neuer unfruchtbarer Selbstzerfleischung führen, der sorge dafür, daß jeder den Ruf versteht und ohne Voreingenommenheit die Wege Gottes für unser Geschlecht begreift.

3

Man kann natürlich das, was hier umrissen wurde, kurzweg als „Liberalismus im Braunhemd" verdächtigen. Damit ist es schließlich nicht widerlegt. Es ist aber damit etwas sehr Boshaftes und Kleines gesagt, das in den meisten Fällen auch unehrlich ist. Wir stoßen da auf einen schlimmen Punkt, auf eine der unchristlichen Erbärmlichkeiten von heute, die den Kampf vergiften und sicherlich nicht dazu angetan sind, das Evangelium zu retten. Wie steht es denn? Aus taktischen Gründen bleiben Manche „streng konfessionell", obwohl sie es eigentlich längst nicht mehr sind und die Bekenntnisschriften kaum mehr kennen. Um diese Falschheit zu vertuschen, belegt man diejenigen, die ehrlicherweise hierin nicht mitgehen können, mit einer Kennzeichnung, die heute vernichtend wirkt und von der man wohl spürt, wie wenig sie auf die meisten von ihnen paßt.

Es gibt bekanntermaßen zwei Arten von „Liberalismus". Der eine ist Freiheit aus Willkür und aus verstandesmäßiger Eigenmächtigkeit; der wird ja heute wohl gründlich abgetan. Der andere aber ist gar keine individualistische Zeit- und Modeströmung, keine periphere menschliche Entartungserscheinung, sondern jene Freiheit aus innerster Notwendigkeit, die eine Freiheit aus Gott ist, die zu allen Zeiten galt, die zu den herrlichsten Offenbarungen gottgetragener Menschlichkeit gehört, die ihre schönsten Blüten in der „Freiheit eines Christenmenschen" gezeitigt hat und auch von einer politischen „Freiheitsbewegung" großen Formates gar nicht getrennt werden kann. Es gibt eine nicht-„liberalistische" Freiheit, um die es heute den Besten geht!

Auch die christdeutsche Einheit, die hier gemeint ist, kann nur in der Form einer sehr freien und doch gar nicht „liberalen", einer zwar sehr „positiven", aber gar nicht engen, zwar sehr deutschen, aber auf keinen Fall fanatisch nationa-

listischen Christlichkeit gemeint sein, wie sie übrigens allenthalben in der Geschichte des deutschen Geistes vorgezeichnet ist. Es kann nur eine Frömmigkeit sein, die eindeutig zielklar ist, aber den weitesten Spielraum läßt für den bunten Reichtum der deutschen Seele. Eine Frömmigkeit des demutvollen Stolzes, die zwar nichts mehr zu tun hat mit der Knechtsseligkeit beständigen Sündengestammels, die aber durchaus die Notwendigkeit der täglichen „Umkehr" und den ungeheuren Ernst des „Stirb und Werde" kennt. Ein Christentum, in dem Christus weder „Vorbild" und „Tugendlehrer" nach „liberaler" Weise, noch Mittelpunkt eines künstlichen Dogmensystems orthodoxer Art, sondern der „lichte Herzog" ist, dem die deutsche Seele freudig folgt, und der Botschafter und Träger eben des „Gottesreiches", das wir in unseren Tagen aufs Neue herbeisehnen.

Ist das denn nicht eigentlich selbstverständlich? Haben das unsere Besten nicht längst gesagt? Es ist hier der Ort, noch einmal Johannes Müller zu nennen, der jetzt seinen 70. Geburtstag feiert. Man hat sich früher mit ihm sehr gründlich „auseinandergesetzt" und war dann fertig mit ihm. Man hat sich dann neueren Theologien zugewandt, die wieder ganz Anderes vorzutragen hatten. Ob nicht der Kern seines Werkes das alles überdauern wird? Ob nicht hier längst vieles von dem gesagt worden ist, wonach die jüngste Gegenwart förmlich schreit? Jedenfalls: die „Verdeutschung" und „Vergegenwärtigung" des schlichten Evangeliums Jesu und die „Verwirklichung des Reiches Gottes" abseits von aller wildwachsenden „Religion", das waren hier von Anfang an die großen Losungsworte. Auch der ungeheure Verfall der Zeit, der einen großen Teil der christlichen Religion mit umspannt, und mitten darin die Ansatzpunkte für eine Neuschöpfung Gottes, das ist hier längst alles erkannt und beleuchtet worden.

Mit alledem wird ja auch nur die große geschlossene Linie weitergeführt, die vom Heliand zu Goethe und zu den Frömmsten unter den Jungen geht und die auch die frommen Ketzer von Meister Eckehart bis Nietzsche mit berührt. Wer davon nichts weiß, der braucht nur Lagarde zu lesen oder die neuern Bücher von Richard Benz oder die feine jüngste Zusammenstellung, die Paul Alpers in Verbindung mit Herm. Schuster vorgelegt hat („Der Krist, Bekenntnisse deutscher Christen vom Heliand bis zur Gegenwart"; Diesterweg, Frankfurt am Main). Es gibt freilich noch immer solche, die eine derartig weitgespannte Frömmigkeit als „verschwommen" empfinden. Das beweist gar nichts. Sie halten das quellende Leben für „unklar", weil es brausend daherströmt. Sie wollen keinen Quell, sondern einen „Felsen", eine „Objektivität". Sie sollen aber wissen, daß die Zeit dieser vorläufigen und nur allzu menschlichen „Objektivitäten" in der Religion endgültig vorbei ist. Wir treten immer näher hin an den Aufbruch der letzten Wirklichkeit, die das Leben aus Gott selber ist — und nur jenseits der starren Kunstbauten unserer Religiosität ist der Zugang zu ihr!

Was nun zu tun sei heute für uns? Eine neue Gruppe gründen und Propaganda für das „richtige" Christentum machen? Den Grund legen für eine vierte oder fünfte Konfession? Gott behüte uns davor! Dies ist zu tun: Bleibe, wo du bist, und sei darin so treu, so lebensverschworen, so gottbingegeben wie möglich! Liebe Gott von ganzem Herzen und mit allen deinen Kräften und strecke liebend die Hand zu allen, die das Letzte suchen, in allen Lagern! Und glaube der Frohkunde! Mache die Augen auf und siehe, daß es Tag wird! Und stell dich dem lieben Gott nicht länger mehr in den Weg, weil du immer noch ein bißchen klüger sein willst als er! Schon klingt ein Lied in den Lüften, in dem sich tausend verschiedene Stimmen mischen zur Harmonie. Und in den verschiedensten Lagern derer, die heute noch streiten, klingen ringsum verwandte Saiten an. Den Besten liegt heute das gleiche Lied auf den Lippen. Tritt ein in den heimlichen Chor! Alles andere kommt dann ganz von selbst!

Freiberg i. S. Reinhard Liebe

Volkskirche und Gewissensfreiheit

1. Das Ziel der Einheit und die tatsächliche Gefahr weiterer Spaltung

Reinhard Liebe sieht das leuchtende Ziel vor sich, daß wir Deutschen im Innersten einig werden. Alle politischen Verschiedenheiten, die unseres Volkes Handeln Jahrhunderte hindurch gelähmt haben, und alle wirtschaftlichen Gegensätze werden in der Tat leichter ertragen, wenn ein Volk im Innersten, in seinem Glauben, einig ist. Wie sollte also heute, wo alles in Bewegung geraten, viel hartes Metall wieder feuerflüssig geworden ist, nicht aufs Neue gefragt werden, ob wir nicht die konfessionelle Spaltung überwinden könnten (wie es das letzte Ziel der thüringischen Deutschen Christen ist)? Auch wenn man vom Katholizismus noch absieht, sollten nicht wir anderen uns endlich enger zusammenschließen, einiger werden können? Und diejenigen, die den Deutschen Christen mit noch schärferer Kritik gegenüberstehen, als sie im vorigen Aufsatze geübt wird, diejenigen, die mit Ueberzeugung in den Reihen des Pfarrernotbundes kämpfen, sollen doch hören und einmal mit Ernst bedenken, worin Reinhard Liebe den Sinn und das Ziel des gegenwärtigen Geschehens findet und wie er von seinem Glauben her, aus seinem Verlangen nach Hereinbruch der Herrschaft Gottes den Gang der Dinge zu würdigen vermag. Wenn der Eine überhaupt nicht mehr auf das achtet, was der Andre aus ehrlicher Ueberzeugung heraus sagt, dann ist unsre Kirche in der Tat schon gespalten, so zerrissen wie unser Volk war, als die Einen nur konservative, die Andern nur Zentrumsblätter, die Dritten nur sozialistische lasen und so in getrennten Welten lebten.

Daß aber die Gefahr einer weiteren kirchlichen Spaltung 1933/34 bei uns größer geworden ist als sie je seit dem 16. Jahrhundert war, darüber soll sich niemand etwa dadurch täuschen lassen, daß die Tageszeitungen nur wenig von kirchlichen Kämpfen berichten. Wer die Kirchengeschichte auch nur einigermaßen kennt, weiß überdies, daß Spaltungen sich nicht immer ausdrücklich, sozusagen mit Krachen, vollziehen, sondern sehr gründlich in der Tiefe erfolgen können, ohne daß an der Oberfläche viel geschieht und ohne daß viel gesagt wird. Die Trennung zwischen der morgenländischen und der abendländischen Christenheit, die nun fast tausend Jahre besteht, hat sich, aufs Ganze gesehen, sehr unmerklich vollzogen. Daß Bischöfe wie die von Rom und Konstantinopel einander unhöfliche Briefe schrieben, war nur zeitweise der Fall und wurde ein paarmal wieder ausgeglichen. Aber als sie dann 1054 einander endgültig die Gemeinschaft aufsagten, war das nur noch ein äußerlicher Akt; tatsächlich hatte man sich schon längst auseinandergelebt. Und so wenig Luther 1517 aus der katholischen Kirche ausgetreten ist — dergleichen tun zu wollen wäre ihm nicht von ferne in den Sinn gekommen —, so wenig soll man die Tatsache überschätzen, daß bisher keine der gegen neuere Kirchengesetze protestierenden rheinisch-westfälischen Gemeinden und keine der sonstigen treu zu ihren abgesetzten Pfarrern stehenden Gemeinden aus der Landeskirche auszutreten versucht hat — ein Versuch, der ja auch rechtlich auf allerlei Schwierigkeiten stoßen würde. Wenn man formal noch eine Kirche hat, kann sie doch tatsächlich schon in zwei oder mehr auseinandergegangen sein. Und wenn die Deutsche Glaubensbewegung die erstrebte staatliche Anerkennung als dritte Konfession noch nicht erhalten hat, so wolle niemand daraus schließen, daß ihre Anhänger den bestehenden Kirchen und dem Christentum minder entfremdet seien, als sie es wirklich sind. Einige unklare Köpfe und schwankende Gestalten mögen sich vom Beitritt zur ADG abhalten oder von bereits bestehender Mitgliedschaft wieder abbringen lassen, wenn die erhoffte staatliche Anerkennung ausbleiben sollte; aber die Charakterfesten unter den Anhängern Hauers würden dann nur um so fester gegen die Kirchen stehen, die der Staat weiter begünstige, während er dieser neuen Bewegung seine Anerkennung versage. Damit, daß man Spaltungen verdeckt oder amtlich nicht beachtet, schafft man sie nicht aus der Welt.

Was nun heute offen gesagt werden muß, ist dies:

1. Weitere kirchliche Spaltung im deutschen Protestantismus würde leicht auch den nationalen Zusammenhalt schädigen.

2. Unsere evangelischen Kirchen als Volkskirchen erhalten kann der Staat aber nur dann, wenn, wie er selbst sich zum Grundsatz der Gewissensfreiheit bekennt, so auch in diesen Kirchen weitgehende Gewissensfreiheit besteht. Dazu gehört jedoch: wenn seit vorigem Jahre im Interesse einer kirchlichen Gruppe unter allerlei Mißverständnis und oft in recht unsachlicher Art die kirchlichen Körperschaften und Behörden umgestaltet worden sind, und seitdem in einigen Landeskirchen die so zur Macht Gekommenen, zum Teil unter offenbarer Irreführung politischer Organisationen und Amtsstellen, ihre Herrschaft rücksichtslos ausnutzen, so muß das Geschehene nachgeprüft und, was daran unhaltbar ist, rasch, gründlich und in Freiheit rückgängig gemacht werden.

3. Geschieht das nicht, droht also die Kirchenspaltung immer mehr, so sollten Alle, die es können, dafür sorgen, daß die neue Freikirche (wohl gegen Unrecht und unchristliches Wesen ein strenges Gewissen hat, aber zugleich) das weite Herz der Volkskirche behalte. Behält sie es nicht, so stößt man unser Volk in den Unsegen einer sektenhaften Zersplitterung hinein.

Von diesen Aufgaben und Gefahren das nächste Mal mehr.

Kiel Hermann Mulert

Zweierlei Glaube

Nationalsozialismus und Katholizismus sind in wesentlichen Punkten ihrer Struktur und Verhaltungsweise einander ähnlich. Beide leben aus dem Anspruch der Totalität auf ihrem Lebensraum; grundlegend ist ihnen beiden deshalb die Forderung des absoluten Führerprinzips mit totaler Bindungs- und Lösegewalt; und ihr geschichtliches Dasein bewegt sich innerhalb der Grenzen einer einmalig festgelegten Wahrheit im Dogma oder politischen Programm. Zwischen diesen beiden Lebensformen (einer politischen und einer religiösen), die gleichsam dasselbe Blut in ihren Adern tragen, vollzieht sich der Lebensaustausch in der Form, daß man nur die Blutläufe gegenseitig voneinander abgrenzt, vertraglich über Rechte und Pflichten übereinkommt, sonstige Störungen jedoch meidet, weil es bei gleichem Anspruch zu einem gewagten Daseinskampf kommen müßte. Es ist geradezu so, als ob beide dieselbe Sprache sprächen und die Auseinandersetzung im Gespräch schon die reine, wenn auch spannungsreiche Klarheit schaffe.

Der evangelische Volksteil dagegen bietet sich selbst und seiner nächsten Umgebung das Schauspiel einer wahren Selbstzerfleischung. Der Kampf geht hier um nichts weniger als um die dem Protestantismus allein gemäße Lebensform, die in sittlich religiösen Dingen die Verantwortung nicht einem Führer oder einer Organisation zuschiebt, sondern dem Einzelmenschen. Dem evangelischen Deutschland ein beamtetes Führertum in religiös-kirchlicher Hinsicht aufzwingen, heißt nichts weniger, als Luther wieder in das Kloster zurückversetzen und damit die entscheidende Tat dieses Mannes annullieren. Luthers Tat hat den Einzelmenschen in religiöser Hinsicht aus der Gemeinschaft thomistischer Prägung herausgenommen und ihn zu einer religiösen Persönlichkeit gemacht, die in ihrem Verhältnis zu Gott jedes Mittlertum und Führertum (jeder gute Führer ist ein Mittler, wie jeder gute Mittler Führer ist) außer dem Jesu Christi ablehnt. Wer dem evangelischen Volksteil „Führer" an die Spitze seiner Kirchen stellen will, der muß zuvor die lutherische Lehre vom allgemeinen Priestertum wieder durch die katholische Lehre von der hierarchia ordinis mit Papst, Bischöfen und Priestern und dem damit wesensnotwendigen Laienstand ersetzen. Er muß, bevor er dieses System einführt, dem Protestanten erst wieder beibringen, daß er als Einzelmensch und Laie die Entscheidung vor Gott nicht übernehmen kann; das heißt aber nicht weniger, als den Protestantismus selbst aufgeben.

Dieser Kampf des protestantischen Menschen um seine religiöse Lebensform spielt sich, noch ganz abgesehen von den heute kämpfenden Gruppen, auf zwei Ebenen ab. Soweit der Kampf um das Verhältnis von Altem und Neuem Testament, um Paulus und Jesus, um bekenntnismäßige oder artgemäße Verkündigung geht, hat er dogmatischen Charakter, weil sich im Widerstreit dieser Kräfte im Wesentlichen zwei unbeweisbare, nur zu glaubende Dogmen gegenüberstehen. In diesem Kampfe ist von dogmatischer Lehre und Irrlehre zu reden. Die Entscheidung auf dieser Ebene bleibt immer offen, weil sie eine Glaubensentscheidung ist, die ohne, ja gegen Gründe gefällt werden kann.

Handelt es sich jedoch um die Frage, ob das Führertum oder der Arierparagraph in der Verfassung der Kirche eingeführt werden sollen, ob also die Taufe nur die Aufnahme in einen abgestuften Rechtsverband bewirkt, so wird für den protestantischen Teil diese Entscheidung zu einer sittlichen, weil das unmittelbare Verhältnis zu Gott als Glaube sittliche Gewissensentscheidung ist. Wer in religiösen Dingen wenig auf bekenntnismäßige Formulierungen, alles aber darauf setzt, daß er vom Göttlichen berührt werde, für den wird jede Frage nach seinem Verhältnis zu Gott zu einer täglichen und immerwährenden sittlichen Entscheidung.

Es ist zweierlei Ding, wenigstens für den evangelischen Teil Deutschlands, ob er an eine politische oder auch an kirchlich-religiöse Führung „glaubt". Es ist das tragende Moment einer guten „Führung", daß der Führer für die von ihm Geführten die Verantwortung mit übernimmt. Jeder, der an einen Führer glaubt, vertraut ihm, schiebt ihm aber auch die Verantwortung für alle Handlungen zu. Im Politischen kann der evangelische Christ durchaus an einen Führer „glauben", weil sein Verhältnis zu Staat und Nation zunächst die Verantwortung gegenüber Menschen und ihren Organisationen darstellt. Vor Gott jedoch steht der evangelische Mensch mit seiner Entscheidung und Verantwortung allein, und es gibt für ihn keine weltliche Macht noch menschliches Bindungs- und Lösungsverhältnis, das den Schaden beseitigen könnte, der daraus erwächst, daß jemand, weil er blind sich in Glaubensfragen führen läßt, keine Verantwortung für seinen Glauben haben will. In religiösen Fragen gibt es für den Protestanten keine Führer mit Befehlsgewalt und keine Geführten und keine Verführten, sondern nur selbstverantwortliche Menschen, die jede uniformierende Gemeinschaft fliehen, weil für die eine Gemeinschaft, die zwischen Gott und Mensch, höher steht.

Berlin Peter Gortner

Wissenschaft, Glaube, Philosophie

zu neueren Werken von Karl Jaspers und Nicolai Hartmann

(Fortsetzung)

I. Jaspers

5. Der Gehalt der Existenzerhellung

Am Wesen der Kommunikation[1]) wollen wir einen Einblick in den Gehalt der Existenzerhellung zu gewinnen versuchen. Dieser Gedankenkomplex offenbart die Eigenart der Jaspersschen Konzeption besonders deutlich. Jaspers selbst nennt als Ausgangspunkt gerade seines Philosophierens die Frage: wie der Mensch zum Menschen, als einzelner zum einzelnen, steht und handelt. „Mein Philosophieren... hält sich in dem Maße für wahr, als es Kommunikation fördert." Ursprüngliche Kommunikationsbereitschaft ist für Jaspers eine wesentliche Voraussetzung für Philosophie.

Philosophische Existenzerhellung ist ein Appell an das Dasein zum Selbstsein. Selbstsein erfährt sich ursprünglich in den Grenzsituationen, d. h. in der Erfahrung seines Ausgeliefertseins an den Wechsel der Situationen, seiner Verflechtung in Tod, Leiden, Kampf und Schuld. In der Selbstreflexion werde ich mir seiner bewußt. Selbstsein ist aber nicht aus sich selbst allein, was es eigentlich ist. Sein Ursprung ist die

[1]) Kommunikation = Gemeinschaft; existenzielle Kommunikation = die für Existenz wesentliche Art menschlicher Gemeinschaft.

Kommunikation, und zwar die existenzielle Kommunikation. Von der existenziellen haben wir nämlich die Daseinskommunikation zu unterscheiden: primitive Gemeinschaftlichkeit, sachliche Zweckgemeinschaft, geistige Ideengemeinschaft. Sie ist gleichsam der Leib der existenziellen Kommunikation.

Der Drang zum Selbstsein schafft an jeder Form nichtexistenzieller Gemeinschaft ein Ungenügen. Er schafft damit ein Einsamkeitsbewußtsein, das ihm die existenzielle Kommunikation als Bedingung des Selbstseins zeigt. So ist Einsamkeit zu verstehen als Bereitschaft für mögliche existenzielle Kommunikation.

Kommunikation ist die Vereinigung zweier Menschen aus dieser ihrer Einsamkeit heraus. Sie offenbaren sich einander und werden dabei, jeder für sich und beide füreinander, erst volle Wirklichkeit. Denn solange jeder in sich verschlossen war, war auch ihm selbst sein Selbstsein noch nicht voll erschlossen. Jeder findet erst im Andern zu sich selbst. Jeder ist erst er selbst, wenn auch der Andere er selbst sein will und jener mit ihm. Selbstsein bedeutet aber soviel wie Sein aus Freiheit. Und so kann ich denn auch in der Kommunikation erst dann ich selbst sein, wenn ich den Andern freigebe und von ihm freigegeben werde, wenn ich in keiner Weise mehr Subjekt oder Objekt eines Willens zur Unterwerfung bin. Gleichwohl ist Kommunikation nicht ein gleichgültiges Einandergewährenlassen und Respektieren; sie stellt in Frage, macht schwer, fordert, ergreift aus möglicher Existenz die andere mögliche Existenz. Sie ist lebendiger Kampf, doch von der Art, in der es keine Sieger und Besiegten gibt.

Kommunikation ist aber unmöglich ohne alle Bindung an die Aeußerlichkeit des Weltdaseins. Sie bedarf der Wirklichkeit des Handelns und des Ausdrucks als Medium. Sie ist vermittelte Unmittelbarkeit, als solche nicht zu verwechseln mit erotischer Unmittelbarkeit oder Gefühlsunmittelbarkeit. Nicht Gefühl, sondern gemeinsam gefundene Wahrheit stiftet Gemeinschaft. Das bloß Verstehbare freilich genügt nicht für existenzielle Kommunikation. Es stellt nur Scheingemeinschaften im objektiven Bewußtsein her. Das Verstehbare ist darum in Wahrheit auch nicht für sich selbst Fundament einer Gemeinschaft, sondern Medium für das Unverstehbare, Transzendente, und erst in diesem ruht die Gemeinschaft.

An diesem Punkt setzt die für Jaspers entscheidende Alternative ein zwischen religiös-autoritativer und philosophischer Auffassung der Gemeinschaft. Religion und Philosophie sind sich einig in der Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit des bloß Verstehbaren für die Gemeinschaftsbildung. Das Unverständliche, Transzendente liegt aber für ein autoritativ bestimmtes, gehorsames Dasein in der Objektivität einer Offenbarung oder eines Weltbildes; für ein philosophierendes Dasein liegt es in der Wirklichkeit der faktisch einander begegnenden Menschen.

Dieser Differenz entspricht eine grundlegende Verschiedenheit in der Auffassung nicht nur von der Rolle, sondern geradezu vom Wesen der Wahrheit. „Wahr ist, was Gemeinschaft stiftet." Dieser Satz gilt auch für die religiös-autoritative Auffassung. Aber nur für die philosophische Auffassung ist er wirklich fundamental. Nur hier gelangt die Wahrheit über die ihr in diesem Satz zugewiesene Mittlerrolle nicht hinaus. Außerhalb ihrer gemeinschaftsbildenden Funktion ist sie ohne existenzielle Bedeutung und damit ohne Bedeutung für die Philosophie überhaupt. Ferner ist für philosophische Auffassung die existenziell wichtige Wahrheit nichts Endgültiges, sondern wird durch den Prozeß der Kommunikation immer erst errungen. Und endlich ist, philosophisch gesehen, die tiefste, gehaltvollste Wahrheit gerade jene, die prinzipiell nicht allgemein werden kann: die in der Kommunikation des Einzelnen zum Einzelnen aufleuchtende Gewißheit. Alle existenziell wichtige Wahrheit ist auf diese Weise der Geschichtlichkeit der Existenz verhaftet.

In striktem Gegensatz dazu steht der spezifisch ungeschichtliche Wahrheitsbegriff religiöser, weltanschaulicher, politischer Gemeinschaften. Als Vertreter derselben Haltung gelten für Jaspers Positivismus und Idealismus. Hier ist die Gemeinschaft getragen von der Bindung an eine an sich, auch abgesehen also von ihrer gemeinschaftbildenden Funktion, existierende Wahrheit. Zu dieser Wahrheit gibt es nur ein Gehorsamsverhältnis. Auch diese Wahrheit kann umwandelnde Kraft haben, also existenziell bedeutsam sein, aber es ist ihr nicht wesentlich, diese Kraft gerade an Menschen zu entfalten, die in Gemeinschaft stehen. Vielmehr ist diese Umwandlung durch die Wahrheit bzw. die Anerkennung der Wahrheit die Voraussetzung für die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft. Wo diese Voraussetzung nicht mehr gegeben ist, da hört die Gemeinschaft auf, oder sie besteht doch — dem noch zu Bekehrenden gegenüber — nur virtuell, vorbehaltlich. Mit dem Renegaten, dem Ketzer aber wird die Gemeinschaft gänzlich abgebrochen. Gegen ihn wendet sich der unversöhnliche Haß der einstigen Glaubensgenossen. Für eine solche Gemeinschaft ist darum auch nicht, wie für die existentielle Kommunikation, die Liebe, sondern die gemeinsame Glaubensüberzeugung das tragende Fundament. Die persönliche Liebe der existenziellen Kommunikation versinkt (das ist die notwendige Folge) in einer allgemeinen Nächstenliebe, die ihren Halt in einer weltlosen Liebe zur Gottheit oder einem Bewußtsein der Bestimmung der Menschheit hat. Der Mensch der Autorität kennt also keine eigentliche Kommunikation. Aber dieser Mangel in seinem Dasein wird aufgewogen durch die endgültige Geborgenheit in einer selbstlosen überindividuellen Objektivität: sei es in der Autorität eines Staates oder einer Kirche, sei es in einer objektiven Metaphysik, einer gültigen sittlichen Lebensordnung oder einem ontologischen Seinswissen.

Entweder objektive Geborgenheit oder existenzielle Kommunikation — das ist die Alternative. Aber es ist keine Alternative intellektueller Art: tatsächlich sehe ich nicht zwei Wege in ihrer Wirklichkeit auf gleicher Ebene vor mir, schon indem ich die Alternative mir klarmachen will, gehe ich auf dem einen. An dem Abgrund dieser Alternative wird der Impuls der Lebensführung gewählt. Objektivität ist weder vorher noch nachher möglich: in der in lebendigem Denken vollzogenen Wahl wird unausweichlich entschieden, daß ich nur des in der Wahl gewonnenen Ursprungs eigentlich innewerde. Das Andere, Fremde wird stets nur in der Erscheinung, nicht als es selbst in seinem möglichen Ursprung verstanden. Das gilt, verallgemeinert, für das Verhältnis von Religion und Philosophie überhaupt.

Der religiös-autoritäre Mensch kennt nur eine ursprünglich unbewegte Gemeinschaft, getragen von der Größe und Schönheit eines übergreifenden, bei aller Spannung doch immer harmonischen, vor allem aber stets endgültigen Ganzen. Es gibt hier nicht den das Selbstsein offenbarenden Prozeß der Infragestellung. Es fehlt die Erfahrung oder doch die echte, nicht in eine versöhnende Harmonie abgebogene Erfahrung der Grenzsituationen, die jedes sich schließende Sein zerreißen und damit von allem, was wir kennen, die Fragwürdigkeit zeigen. Demgegenüber sieht Jaspers in einer nicht harmonischen Weltanschauung geradezu eine Vorbedingung echter Kommunikation. Nur wo jene Geborgenheit in einer großen Objektivität fehlt, ist ein wirkliches Leiden an der nie ganz verwirklichten Kommunikation möglich. Es sind die ungeborgenen Menschen, die in sich den Antrieb zur Kommunikation spüren. Ihnen bleibt als einzige Wirklichkeit ein sich gegenseitig begründendes und erhaltendes Existieren. Nur für sie ist darum Kommunikation entscheidender Ursprung. Was für den aus Autoritätsgebundenheit heraus lebenden Menschen als tiefster Skeptizismus erscheinen muß, ist, philosophisch gesehen, Glaube an das eigentliche Sein, an die im Medium der Kommunikation erscheinende Existenz. „Wenn mir alles zusammenbricht, was Geltung und Wert zu haben beanspruchte, bleiben die Menschen, mit denen ich in Kommunikation stehe, und bleibt erst mit ihnen, was mir eigentliches Sein ist."

Es ist hier nicht der Ort, zu zeigen, wie Jaspers das so gefaßte Wesen existenzieller Kommunikation in bestimmten Situationen konkret macht, mit bestimmten Abgleitungen kontrastiert. Ebenso ließe sich zeigen, wie in der Kommunikation auch die übrigen Momente der Existenzerhellung lebendig sind, wie etwa die Erfahrung der Grenzsituationen, die in gewisser Weise Voraussetzung für die existenzielle Kommunikation ist, auch in der Kommunikation in ver-

tiefter Weise wiederkehrt: nirgends stärker als im Tode des geliebten, mir kommunikativ verbundenen Menschen. Dadurch wird Existenz heimisch in der Transzendenz, dadurch gewinnt aber auch die Kommunikation das Sein ewiger Wirklichkeit.

6. Existenz und Transzendenz

Wie Weltorientierung sich nicht zum Ganzen schließt, sondern stets offen bleibt in Richtung auf die Existenz, so bleibt auch der Existenzerhellung eine offene Flanke, die auf die Transzendenz hinüberweist. Schon daß Existenz nicht getrennt von anderer Existenz möglich ist, offenbart ihre Unabgeschlossenheit, eine Endlichkeit, die nicht konstruktiv gewonnen, sondern schlechthin erfaßt wird durch den Akt der sich auf sich selbst richtenden Freiheit. Als Existenz neben anderer Existenz und in Kommunikation mit ihr ist sie eine besondere, nicht die absolute Wirklichkeit. Die absolute Wirklichkeit erfahre ich gerade nur an der Grenze meines Daseins. Existenz ist ferner stets mögliche Existenz, also von einer Seinsweise, bei der Wirklichkeit und Möglichkeit auseinanderfallen. Das verträgt sich nicht mit dem absoluten Sein. Transzendenz ist daher der Existenz gegenüber zunächst rein begrifflich dadurch ausgezeichnet, daß bei ihr Wirklichkeit und Möglichkeit eines sind. Aber diese Differenz geht noch tiefer: das ausgezeichnete Moment der Existenz war die Freiheit, mit der die Existenz sich zu ihrer eigenen Möglichkeit verhält. Gemessen am Begriff des absoluten Seins erweist sich nun die Freiheit gerade als Moment eines noch offenen, unvollkommenen Seins. In der Transzendenz dagegen, deren Wirklichkeit ohne offene Möglichkeit ist, gibt es weder Freiheit noch Unfreiheit.

Diese Ueberlegungen scheinen rein abstrakt begrifflich zu sein. Es gilt darum, ihre existenzielle Bedeutung zu zeigen. Das ist ein Anliegen, das Jaspers selbst in seiner Metaphysik verfolgt. Ihm ist die Existenzerhellung geradezu der Angelpunkt der Metaphysik. Ich erfasse die Transzendenz nur in der Weise meiner inneren Stellung zu ihr; ja, wie ich innerlich handelnd ich selbst werde, wie ich mich zu mir selbst verhalte, wird entscheidend. Wir werden versuchen, auch die metaphysischen Gedanken im Zusammenhang mit der Kommunikation zu entwickeln. Gerade der Ausgangspunkt der Reflexionen über Kommunikation, das Selbstsein, ist, metaphysisch betrachtet, keine Selbstverständlichkeit: der Drang zum Selbstsein kann ins Leere stoßen, Existenz kann möglicherweise den Weg zu sich selbst nicht finden, „sich ausbleiben". Wohl werde ich durch eigene Entscheidung mein eigener Grund, aber ich muß mir in dem Ursprung, in dem ich mir frei entgegenkomme, zugleich geschenkt werden. Gerade meine eigentliche Freiheit erfahre ich als transzendent gegeben; bleibe ich mir aber aus, so erfahre ich das doch als meine eigene Schuld.

In dieser Situation der Bodenlosigkeit ist mir die Bejahung durch den Freund der einzige Halt. Ich habe also den Boden meines Seins nicht in meiner Isolierung. Es bestätigt sich von neuem: Kommunikation ist für Existenz Bedingung ihres eigenen Seins; sie kann sich daher weder absolut auf sich selbst stellen noch unmittelbar an Transzendenz halten. Niemand kann allein selig werden. Ich suche also den Boden des Seins in der Kommunikation. Aber auch hier habe ich ihn noch nicht erreicht. Ich vermag auch die Kommunikation nur zu verwirklichen, wie ich mich zur Transzendenz verhalte.

Dieses mein Verhalten zur Transzendenz entspringt wiederum in den Grenzsituationen: ob Trotz gegen die Transzendenz oder Hingabe an sie mich bestimmen, ob ich dem Genius mich vertraue, der mich nach oben, ob dem Dämon, der mich in die Tiefe der Nacht führt, ob ich in Regel und Gesetz des Tages lebe und die dunklen Mächte der Leidenschaft, mich damit zugleich an ihnen versündigend, bändige, oder ob ich vielmehr dieser Leidenschaft folge, ob ich aus der Unbedingtheit des Einen existiere oder aus dem vielfachen Reichtum meiner Daseinsmöglichkeiten leben möchte — die Entscheidung zwischen diesen Alternativen ist nicht einmalig zu treffen; aus der Einigung kehre ich notwendig zurück zu Trotz, Abfall, Nacht, Vielheit. Das muß wiederholt werden, solange ich noch in der Zeit bin. Erstarrt aber mein Verhalten zur Transzendenz in einer dieser Haltungen, so mache ich mich schuldig. Existenz gehört wohl auf die Lichtseite von Aufschwung, Tag, Hingabe; aber auch hier lauert die Schuld, die der Nachtseite wesentlich ist, an der Grenze, im entschiedenen Verwerfen des Anderen. Existenz muß die Vertiefung erfahren durch den Anblick der anderen Seite. Immer aber bestimme ich durch mein Verhalten zur Transzendenz zugleich meine Bereitschaft zur Kommunikation, ist mein Schuldigwerden an der Transzendenz zugleich ein Schuldigwerden an der Kommunikation, mein Offensein für sie zugleich kommunikative Offenheit.

7. Seinsgewißheit im Scheitern

Erst in diesen existenziellen Bezügen zur Transzendenz wird das metaphysische Sein offenbar; nur eine von daher durchleuchtete Spekulation ist philosophisch bedeutsam. Aber alle metaphysischen Symbole — oder Chiffren, wie Jaspers sie nennt — sind nur wahr, wenn sie sich erhalten in der Chiffre des Scheiterns. Im Scheitern erblickt Jaspers eine Grunderfahrung der Existenz, der der Idealismus als die Philosophie des Glückes und der Versöhnung niemals gerecht zu werden vermag. Die Existenzphilosophie kennt im Gegensatz zum Idealismus keine Grenze der Bereitschaft für das Anerkennen des Tatsächlichen gegenüber Untergang und Scheitern. Das einigt sie mit dem Positivismus. Aber auch dieser glaubt wiederum ein Ganzes der Wahrheit erkennen zu können; und darum bleibt ihm ebenso wie dem Idealismus die Geschichtlichkeit relativ, die Kommunikation sekundär. Existenzphilosophie dagegen sieht sich auch in der Deutung der letzten Chiffre auf Kommunikation angewiesen.

Ihr ist überdies das Scheitern ein wesentliches Moment der Existenz selbst: an sich scheitert nichts und bleibt nichts. Erst für den Menschen ist das Scheitern herausgehoben aus dem bloßen Enden von Allem in der unterschiedslosen Einheit eines dunklen Abgrundes. Im Scheitern offenbart sich erst ganz die Zerrissenheit des Seins: mit der Natur eins zu werden läßt Existenz als Freiheit untergehen, gegen die Natur zu verstoßen, läßt sie als Dasein scheitern. Durch diese Enthüllung ist aber zugleich die Täuschung zerstört, als ob die Existenz den Sinn ihres Seins in der zeitlichen Dauer finden könnte. Zunächst freilich ist der Gedanke des Scheiterns für die im Weltdasein verstrickte Existenz Ausdruck der Verzweiflung. Immer wieder sind wir ja versucht, die Kategorien des Daseins anzuwenden auf die Existenz. Daß wir erst durch die Erfahrung des Scheiterns uns über die völlige Andersartigkeit existenzieller Wirklichkeit belehren lassen müssen, zeigt deutlich, daß diese philosophische Umorientierung keine intellektuelle Angelegenheit, sondern Sache innerer Wandlung ist. Gerade auf dem Weg des Scheiterns kommt die Existenz zu sich selbst: sie verläßt die Welt, bei ihrem Wiedereintritt aber hat sie ihr Sein in sich selbst gefunden und sieht in der Welt nur noch die Stätte ihrer stets verschwindenden Erscheinung.

Nur was auf solche Weise in die Vernichtung eingetaucht ist, vermag ich als Chiffre zurückzuerhalten. Auch das Selbstwerden in Kommunikation muß in die Vernichtung, unter das schließliche Scheitern gestellt werden. Hier am schmerzlichsten muß Existenz das Scheitern erfahren. Denn damit ist zugleich der tragende Grund alles Erfassens transzendenter Wahrheit in Frage gestellt. Auch existenzielle Kommunikation steht im Zeichen des Scheiterns.

Aber wir werden noch tiefer geführt: bis jetzt glauben wir immer noch, im Scheitern jeweils die Chiffre des Seins erblicken zu können. Es gibt jedoch eine undeutbare Vernichtung. Die letzte Chiffre ist darum die der Undeutbarkeit. Damit scheint uns als das Letzte nur noch die existenzielle Angst vor dem Nichts zu bleiben. Allein gerade hier ist der ungeheuerste Sprung aus der Angst in die absolute Ruhe schlichtester Seinsgewißheit zu wagen. Diese Ueberwindung der Angst — ohne objektive Garantien gegen sie wie in der Religion — ist das innerste Kriterium philosophischen Lebens. Liegt nicht jetzt, nachdem alle Deutungen der Wirklichkeit zergangen sind, die Wirklichkeit erst unverdeckt vor uns? Gerade daß es in der Wahrhaftigkeit dieses Seinsbewußt-

seins keine Lösung gibt, in der undeutbaren Chiffre keine Enthüllung, ist die Wahrheit; und erst mit ihr erhebt sich eine rein an die Gegenwart der Existenz gebundene, unüberwindliche Gewißheit. Ueberflüssig, zu sagen, daß gerade auch sie dem ringenden Einzelnen in der Kommunikation geschenkt wird. Auf dem Wege des Leidens im Blick auf das unerbittliche Antlitz des Weltdaseins, aus dem Vernichtung uns entgegenblickt, und in der Unbedingtheit aus eigenem Selbstsein in Kommunikation kann mögliche Existenz erreichen, was nicht zu planen ist und als gewünscht sinnwidrig wird: auch und gerade im Scheitern das Sein zu erfahren.

(Fortsetzung folgt)

Göttingen Hermann Zeltner

Hermann Stehr

3. Die Weisheit

Hermann Stehrs Kunst ist keine narzissische Kunst; sie sucht nicht ihr höchstes Ziel und nicht ihre Befriedigung in sich selber, sondern in der Heraufführung eines „neuen, hohen, selbstverantwortlichen Menschentums"; sie ist in ihrem tiefsten Wesen Lehre. Der einstige Volksschullehrer ist Lehrer geblieben. Er hat nur die Schulstube erweitert zum Raum des Volkes; und auch dieser ist nicht hermetisch abgeschlossen. Er hat die Methode der Schulstube in ihrem ursprünglichen Wesen erneuert, in ihrer tatsächlichen Beschränktheit gesprengt. Denn auch für die Schulstube gilt das Gesetz unbedingter Anschaulichkeit und Plastik, nicht das der doktrinären Theorie, die freilich in den jungen Zeiten Stehrs die Uebermacht hatte und darum gesprengt werden mußte. Doktrinärer Unterricht ist immer der bequemste, aber auch der unfruchtbarste. Das schlichteste Gleichnis erfordert eine höhere Kunst und eine stärkere Kraft als der Ausspruch der tiefsinnigsten Theorie. Hermann Stehr lehrt in Gestalten, Menschengestalten, Schicksalsgestalten. Diese stellen die Lehre dar. Und Kunstkritiker behaupten, daß sie sich damit begnügen müßten. Aber Hermann Stehr läßt sich da keine Fesseln anlegen. Wenn seine Lehre zu höchster Anschaulichkeit gestaltet ist, blüht sie auch doktrinär auf, bald als These, bald als Sentenz. Aber dann ist die Theorie Krone, während sie sonst abgelatschte Schuhsohle ist. Also gekrönt, offenbart sich ihm seine Lehre außerhalb seines Prosawerkes in der höchsten Form der Dichtkunst, in Rhythmus und Reim. Da entstanden die Gedichte, die er nicht mehr zu verbrennen brauchte; die er in seinem „Lebensbuch" — so heißt die Sammlung seiner Gedichte — den Menschen zum Geschenk machen konnte.

Es ist ein merkwürdiges Verhältnis zwischen den Prosawerken und diesem Lebensbuch. Die Prosawerke sind die Vorhöfe zum Lebensbuch, aber das Lebensbuch ist der Schlüssel zu den Prosawerken. Danach müßte man erst das Lebensbuch lesen und dann die Prosawerke. Aber man muß auch wieder erst die Prosawerke einigermaßen kennen, um zu wissen, wo die Schlüssellöcher sind. Das heißt: Man muß die Werke Hermann Stehrs wenigstens zweimal lesen, um beim zweiten Male alle verschlossenen Kammern öffnen zu können. Das ist eine beträchtliche Arbeit.

Ich möchte vor allem sagen, daß es nicht ein geistiger Luxus ist, der Lehre Stehrs nachzugehen. Denn sie ist tägliches Brot und tägliches Licht. Wir bedürfen, besonders in der Jugendzeit, sicherlich des unwissenden, naiven Vertrauens auf das Leben. Wer könnte zum Beispiel eine Ehe eingehen oder eine nachbarliche Freundschaft schließen, wenn er von vornherein wüßte, was er da eingeht! Stehrs Werke sind zum größten Teil keine Jugendlektüre. Sie verschließen sich ja auch selbst durch ihre Dunkelheit und Schwere einer Jugend, die noch frei und leicht ins Leben hineingehen soll. Aber dann, wenn das Leben seine ersten Rätsel, seine ersten Dunkelheiten und Verzweiflungen vor den Menschen hinstellt, dann soll er in die Schule Stehrs gehen. Selbst sein eigenes Weib, seine eigenen Kinder, seinen nächsten Freund wird man dann ganz neu kennenlernen, in ihren Dunkelheiten den goldenen Wolkensaum des Göttlichen sehen und in dem heilenden Wissen mit ihnen Geduld haben.

Hermann Stehrs Frage und Antwort ist ausschließlich der Mensch. In einer Zeit, in der man die Seele zu einer bloßen Funktion des Stoffes machte, erhob er sich und rief in die Welt: Die Seele ist ein machtvolles Wesen, in ihren Tiefen unerforschlich; sichtbar und erforschbar nur in ihrem Wellengekräusel. Nur dies ist menschlich; das andere göttlich. Wieder taucht der uralte Mystikergedanke auf, daß der Urgrund der Seele Gott ist. In den ewigschönen Sonetten „Für meine Frau" sagt Stehr:

Du kennst noch immer nicht den niegefundnen
und dennoch ewigen Punkt, nach dem ich fahre,
siehst mich vorbeigehn an der goldnen Ware
der Welt — und suchen nach dem Traumentschwundnen.

Ich will nicht Herr sein über die Gebundnen
und auch nicht Diener der gedrängten Jahre;
mich beugen Kronen nicht und nicht Talare
und Lehren nicht tiefsinniger Unumwundnen.

Ich glaube an die grenzenlose Größe
der Seele, an des Geistes ewiges Irren,
ob er in Gold sich kleidet oder Blöße.

Gleich ist's, ob Worte oder Tat verwirren.
Nur wer dem unausdrückbaren Gesetze
des Innern folgt, besitzt die ewigen Schätze ...

Doch was ist Seele, willst du mich wohl fragen.
Es klingen Laute, wenn sich Tropfen ründen,
wenn Sterne aufglühn, Wolken still verschwinden
und Träume sich von Herz zu Herzen tragen.

Geformte Weisheit strömt im Wellenschlagen,
und Lieder singt die Rose beim Entzünden.
Man hört der Berge abendlich Erblinden
und in der Nacht der Wälder schwarzes Ragen.

Wer dies vernimmt, sieht auch die Glanzgespinste
der Lerchenlieder aus der Höhe schallen
und weiß den Sinn des Denkens vor Gedanken.

Er kennt die Grenzenlosigkeit in Schranken,
die ewige Ruhe im Vorüberwallen
und lebt in Einheit tausendfach zerfallen.

In Hermann Stehrs Werk ist es nicht so, daß man sagen kann: Ich habe eine Seele, du hast eine Seele; macht zusammen zwei Seelen. Es ist vielmehr ähnlich so wie im katholischen Dreieinigkeitsglauben: Der Vater ist Gott, der Sohn ist Gott, und doch ist nur ein Gott. Nur die Personen zeigen sich in Mehrheit. Unsere Urtiefe ist Einheit. Als Einzelne sind wir Klänge, die aus dem Lied der göttlichen Tiefe emporsteigen und durch uns heraufklingen, durchklingen. Deshalb sind wir Personen, denn personare heißt „durchklingen".

Wenn der Mensch nur darauf aus ist, seine Seele wirkend und handelnd in seinem Leben zur Entfaltung zu bringen, wenn er nur nicht aufhört, die Musik dieses ewigen Wesens seiner Tiefe durch die Gestalt seiner Eigenart tönen zu lassen, dann verdient er in Wahrheit den Namen Person.

Darum rief Stehr, als er 1932 in Pohldorf gefeiert wurde, den Pohldorfer Kindern zu: „Macht euer ganzes Leben zu einem guten, erhebenden Gesang. Das Echo, der Lohn, wird so oder so sich einstellen. Des sollt ihr gewiß sein!"

Aber das Leben hat eine offene, dem klaren Verstand zugängliche, und eine verdeckte, dunkle unzugängliche Seite. Es kann einem so gehen wie dem Nathanael Maechler, von dem Stehr sagt:

Dieser klare, verstandesscharfe Mann war hilflos gegen die andere Seite des Daseins, die nicht der Intelligenz, sondern dem Glauben, nicht der Klarheit der äußeren Sinne, sondern dem unklaren Gefühl der Sympathie oder Antipathie, nicht der Entscheidung des Verstandes, sondern dem unbewußten Treiben des Instinktes, nicht dem Leben des sonnenhellen Tages, sondern dem vieldeutigen Schattenwogen der Nacht entspricht.

Die Offenbarungszeit dieser Daseinsseite ist darum auch die Nacht. Nicht umsonst ist Hermann Stehr der Dichter der „Drei Nächte". Noch in seinem letzten Werke sagt er:

Es gibt Nächte, in denen wir mit geschlossenen Augen eines traumlosen Schlafes über Abgründe unseres Lebens und Verwicklungen unseres Innern wie kühne Springer setzen und beim Erwachen, ohne zu wissen wie es zugeht, den fremdesten Verhältnissen mit einer solchen Geschlossenheit unseres Wesens, mit dem Gefühl einer solchen Erfülltheit gegenüberstehen, als wären die Ereignisse des ganzen früheren Daseins die sinnvolle Vorbereitung auf dieses Unerwartete gewesen, von dem gestern unser Bewußtsein noch nichts geahnt hat.

Auch der Tod ist eines der schönen Dinge von der anderen Seite des Daseins. „Was ist denn Sterben auch?" fragt der Dichter, um zu antworten: „Nichts als das Stillewerden der Raupe in der Puppe, die das erdulden muß, um als Schmetterling in das Licht fliegen zu können!" Und wiederum:

Was ist dann Tod, wenn stärker lebt
der Mensch, der sich von hinnen hebt?
Macht ohne Grenzen, tiefres Sein,
beschattet nur durch unsre Pein!

Seinen Peter Brindeisner läßt er kurz vor dem Tode sagen:

Wir Menschen, die Tausende und Millionen, arbeiten in den Werkstätten Gottes. Die einen schmieden in einer hohen, lichten Halle, die anderen in finsteren Höhlen, je nachdem sie sind; die einen in der Not des Guten, die anderen in der Not des Bösen. Am Ende aber, wenn das Dasein abgelaufen ist, sinken alle die Belichteten wie die Finsteren in die eigene Tiefe hinauf, in diesen unaussprechlichen Abgrund unseres Wesens, den die Menschen draußen Gott, in sich Seele nennen... Ich war ein Schwacher, ein Unbeständiger, und bin immer vom Hellen ins Finstere, vom Licht in den Schatten gesprungen. Nun ist's vorbei. Nun überwand ich alles, indem ich mich überwand!

Und der Irrtum? Und die Sünde? „Ich glaube an des Geistes ewiges Irren!" bekennt Stehr. Er beobachtet den körperlichen Gang des Menschen und sagt:

Was für ein Rätsel ist doch der Gang des Menschen! Immer ein rechter und ein linker Schritt, und jeder ist ein Irrtum, eine Entartung der Absicht. In jedem Augenblicke aber wiegt auch der unsichtbare Meister in uns diese Verfehlungen gegeneinander ab, und zwischen unseren Füßen zieht er den Weg.

Stehr war ein unerbittlicher Prediger der menschlichen Verantwortlichkeit. Aber er hat auch, wie selten einer, die unheimlichen Mächte erkannt, die das Leben bedrohen, vor allem den Zwang des Blutes, die Dunkelheiten von den Ahnen her. „Von den Gräbern der Ahnen her weht eine Luft der Angst... Aber in den Söhnen wird ja nicht bloß das Vergangene wiedergeboren, sondern es kommt mit ihnen das Uranfängliche, das das wahre Künftige ist, zur Welt." Das gilt es zu retten vor den Mächten der Vergangenheit, die entweder in leblosen Dingen leben oder sich in Stimmungen, Stimmen und Erscheinungen beängstigend offenbaren. Verrücktheiten und Dämonien tummeln sich auf den Grundwassern der Seele. Sie beherrschen das Leben oft stärker als Verstand und Einsicht. Böse Taten und Personen werden zu Spukgewalten. Merkwürdige Wandergestalten tauchen in den Geschichten auf. Der Faber der „Drei Nächte" taucht auch in der Heiligenhofgeschichte auf. Der Revolutionär Ignatz Wildner durchspenstert das Leben des Nathanael Maechler. Schicksalmäßige Feindseligkeiten vererben sich von Geschlecht zu Geschlecht. Der alte Neese im ersten Bande der Maechler-Trilogie wird erst im Sohne von der zweiten Maechler-Generation überwunden. Nicht die Umstände unseres Lebens prägen unser Schicksal, sondern was wir an Kräften mitbringen. „Die Kräfte sind früher als die Ereignisse. Also nicht in den Umständen ist das Schicksal des Menschen begründet; es geht aus seinem eigenen Wesen hervor!" „Es gibt keinen sichereren Weg, etwas in unsere Gewalt zu bekommen, als daß es sich uns versagt!"

Lange Zeit sagte man, Stehr möge nie von Gnade reden. Alle Macht verlegt er in das Innere des Menschen. In dem Gedicht „An Spartakus" von 1919 ruft er:

Wir litten alle. Alle sind verschuldet.
Der einzelne nur kann die Welt erlösen,
daß gütig er des andren sich geduldet
und in dem Herzen bricht den Zwang des Bösen.
Fangt in euch mit dem Paradiese an,
dann ist's auch auf der Erde aufgetan!

Das Wort Gnade bricht im Anfang der Maechler-Trilogie in das Werk Stehrs ein, wird aber noch mit einiger Vorsicht von der Erde ferngehalten. „Droben Gnade, drunten Recht!" Aber schon am Ende desselben Bandes heißt es von dem, der immer „drunten Recht" und nichts anderes suchen wollte: „So pilgerte er in stillen Stunden jahrelang der Gnade entgegen!"

Hermann Stehrs stärkste Linie geht immer von unten nach oben, dort wo die Einzelpersönlichkeit lebt. In „Nathanael Maechler" breitet sie sich auch nach den Seiten, in die Gemeinschaft. Dieser Mann, verfolgt von der Dämonie einer bösen Nacht, gießt sich aus in Sorge für die Bürger des Städtchens, „so sehr, daß er an seinem eigenen Wohl nicht besser als durch die Beförderung des Wohlergehens eines weiten Kreises zu arbeiten fähig war". Aber dies wird, im zweiten Bande der Trilogie, wie ein Irrweg behandelt, den der Sohn Jochen Maechler um jeden Preis zu vermeiden sucht. Und es ist einstweilen nur eine Hoffnung, daß Hermann Stehr im nächsten Bande dem zur Zeit in hohem Kurs stehenden Gemeinschaftsgedanken Rechnung trägt. Wir wissen nur das eine, daß er ein Feind des Kollektivwahns ist. In seiner herrlichen Rede „Ueber äußeres und inneres Leben", in der jedes Wort stärkste nationale Verantwortung ist, sagt er:

Immer noch züchtet man den Kollektiv-, d. h. Massengeist, und muß doch wissen: Wer die Masse zum Richter macht, wer von ihr Rat und Besinnung verlangt, hat kein Wissen, keine Ehrfurcht und Liebe zu den Menschen. In unserer Gegenwart (das war vor einigen Jahren), da das Gerede von der Pflege des Kollektivgeistes als letztes Rettungsmittel aus der Not unserer Tage auf allen Straßen und Plätzen wie ein neues Evangelium ausgeschrien wird, gehört Mut dazu, entschlossen auf die Seite des Individualismus zu treten, aber sich ihm doch nicht vollkommen zu verschreiben, sondern ihn als das einzige Mittel zur Erreichung der Kenntnis jener tiefsten, einzig wahren Wesensmacht des Menschen zu schätzen, die der Armut das Beschämende, dem Reichtum das Schändende nimmt, die alles Leben, also auch das des Menschen, als eine göttliche Angelegenheit erweist.

Und noch früher schrieb er:

Der vergiftende Bruderkampf der Stände muß aufhören; der Gedanke an die Alleinherrschaft einer Volksschicht über die andere muß als ein Verbrechen an der Gesamtheit angesehen werden; nach der Ueberwindung des Feudalismus der Landmagnaten darf das deutsche Volk nicht einem anderen Feudalismus zum Opfer fallen, weder dem Feudalismus des Großkapitals, noch der Großindustrie, noch der Ochlokratie, der Herrschaft der Arbeiter. Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit sollen die Götter jeder Brust und jedes Hauses, Pflichttreue muß der Wertmesser aller Arbeit sein... Nicht das Schwert der Feinde gräbt Völkern das Grab und zertrümmert Reiche. Die Völker selber zerstören ihre Staaten und scharren sich ein!... Ob uns das Schicksal Maß genommen hat zu einem neuen Krönungskleide oder zu einem Sarge, kommt auf niemand als uns selber an. So wie wir die Glocke der Stunde läuten, genau so wird die Zukunft klingen. Die Glocke des Schicksals aber wird von dem Herzen und Geiste des Menschen geläutet, und was der Herzschlag hineinzuckt, das dröhnt ehern das Schicksal wieder!

So spricht, unter strenger Vermeidung jeglichen nationalen Kitsches im Wort, der Prophet unserer Zeit. In der Maechler-Trilogie durchmißt er die Geschichte unseres Vaterlandes seit den Revolutionstagen von 1848. Er nennt die Revolutionen die „ewige Erdenunruhe" und spürt dem Geheimnis ihrer Ursache nach.

Es ist das Menschenwesen, das, bei aller irdischen Gebundenheit und Bestimmtheit, getragen wird von kosmischer Unendlichkeit. Es läutet die ruhelose Glocke des Menschenherzens; es entwertet die tiefsten Einsichten des Verstandes endlich zu wertlosen Hieroglyphen und Wortfetischen; es fühlt sich in den erleuchtetsten Systemen der Weltanschauung zuletzt wie in einem engen Gefängnis. Die Völker vermögen nur eine kurze Zeit in der unwirklichen Traumwelt zu leben, die aus der Tiefe ihres Wesens als der Anspruch eines göttlichen Rechtes aufsteigt. Bald lag die gleichmachende Heckenschere aus Frankfurt zerbrochen am Boden, und die Flügel der Reaktion waren nicht schwächer geworden, sondern sie schatteten mächtiger als zuvor von der Memel bis zum Donnersberge.

Ob sich die Fahnen eines Kaisers bauschen,
ob die Enterbten herrschen mit Ergrimmen:
die Maske wechselt nur des gleichen Schlimmen,
dasselbe Lied tönt unbeirrtem Lauschen.

Dies nur bringt Heil: Der andern Fehle
in unserm eignen Herzen zu bekämpfen,
den Aufruhr draußen in der Brust zu dämpfen
und aus der Leidenschaften dunkeln Krämpfen
nach den Gesängen himmlischer Befehle
zu wandeln in das Gotteslicht der Seele.

Von dem Siege 1870/71 läßt er Maechler sagen:

Dieser Sieg sei nur zum Teil die Erfüllung eines Jahrhunderte alten Traumes der Deutschen. Im Tiefsten sei er die eindringliche

Mahnung an jeden einzelnen, in sich selber einig, rein und stark zu werden, weil sonst die Macht des geeinten Reiches einem Hause gleiche, das auf fließendem Wasser oder mahlendem Sand stehe.

So begleitet er die Geschichte Deutschlands auch durch die wilhelminische Zeit:

Das Reich stand in jener Zeit auf einer Höhe des Glanzes, durch den das ganze Volk wie von einer Betäubung ergriffen wurde. Die Flottenvorlage war genehmigt. Immer neue Schlachtschiffe liefen vom Stapel. Der Handel und die Industrie brachten immer neue Goldströme in das Land. Die genialische, großangelegte Persönlichkeit des Kaisers schwebte mit seiner absolut beanspruchten Souveränität im Schimmer eines Gottesgnadentums, die alle entzückte. Die Manöver der großen Armee waren theatralisch hervorragende Schaustellungen vor dem In- und Auslande. Seine Reden brachen bei jeder nur erdenklichen Gelegenheit immer wieder hochtönend hervor und vermehrten die Zahl der Liebediener und Unterwürfigen bis in die höchsten Stellen hinauf. Jedes selbständige Denken im Dienst des vaterländischen Verantwortungsgefühls war verpönt und wurde als hochverräterische Auflehnung verfolgt... Allgemein war die rein materialistische Einstellung als Sinn des Menschendaseins überhaupt. Denn die Zeit spielt auf den Menschen; die Melodie kommt aus dem Wesen des einzelnen.

Noch schärfer ist sein Wort, das er den Deutschen der November-Republik ins Gesicht sagt: „Warum könnt ihr die Form des neuen Staates nicht finden? Weil ihr, ein jeder von euch, formlos im Inneren seid!"

Wie Hermann Stehr zum heutigen Regiment steht, ist bekannt. Er wird als einer der besten Deutschen im ganzen Lande gefeiert. Und es wird im wesentlichen wohl auch von ihm gelten, was er von Nathanael Maechler sagt:

Wenn er auch die Tür zu der Weltschwärmerei seiner Rebellenzeit vollkommen zugeschlagen hatte und sicher war, daß nie mehr ein Funkenstoß von daher ihn erreichen könne, so hielt er doch an dem Glauben fest, daß alle Menschen in der Tiefe gut seien. Man müsse den Irregeleiteten nur schonend den rechten Weg weisen und den Schwachen helfen, so würde die Welt eher und wundenloser besser werden als durch überhastete und schnelle Gewaltkur. Seinen offenen Augen entging nicht die Gärung und verborgene Unzufriedenheit der Menschen jener Zeit nach dem Erlöschen der glänzenden Chimäre, die die einen in maßlose Erwartungen, die anderen in übertriebene Furcht und Erbitterung getrieben hatte, so daß die ersten nun von heimlichem Groll verzehrt wurden, die zweiten in aufgeblähter Ueberheblichkeit nicht nur die alte, wacklig gewordene Ordnung wiederherstellen, sondern sogar auch zurückschrauben wollten. Maechler, der die Phraseologie der ungegorenen Freiheitssucht beherrschte, verstand es, wo immer er auf seinen vielen Geschäftsgängen hinkam, die Bitterkeit der Zurückgedrängten zu dämpfen. Den anderen, die sich triumphierend in die rückläufige Zeitwelle warfen, gab er klug zu schmecken, daß man Schatten nicht essen, noch sich in sie kleiden, noch aus ihnen neue Häuser bauen könne. Die tüchtige Zeit und der neue Staat falle nicht vom Himmel, sondern rühre von guten und tüchtigen Menschen her.

Im Anschluß an diese Worte erzählt Hermann Stehr, wie sich Nathanael Maechler zu den anderen großen Lebensgemeinschaften, zu der katholischen und der evangelischen Kirche und ihren Pfarrern stellte. Beide verpflichtete er sich zum Dank. Er „neigte dem einen Teil zu" (wohl dem katholischen), „ließ dem anderen volle Gerechtigkeit widerfahren und trug so manches zur Beruhigung der Gemüter bei" .

Als der „Nathanael-Maechler"-Band erschien, an dessen Schluß Hermann Stehr von der wunderbaren Wirkung der Beichte und Kommunion Maechlers erzählt, schrie oder schrieb der Jesuit Friedrich Muckermann ebenso eilfertig, wie er mich als Erster unter die Ketzer getan, in die Welt hinaus, Stehr habe zu seiner Kirche heimgefunden. Wohl ist bekannt, daß der Abt von Grüßau ein gern gesehener Gast im Hause Hermann Stehrs ist, und der katholische Literaturkalender von Herder hat im selben Bande, in dem er mich aus der Liste der katholischen Schriftsteller strich, Hermann Stehr unter die katholischen Schriftsteller aufgenommen. Aber soweit ich Hermann Stehr kenne, könnte nichts erfolgreicher seinen letzten Schritt zur Kirche rückwärts wenden als eine solche Marktschreierei Muckermanns. Freilich finden sich in dem genannten Bande auch außerhalb der Erzählung von der Beichte und Kommunion einige Wendungen, die auf einen Frontwechsel Stehrs schließen lassen könnten. So heißt es von Maechler: „Er war also nicht der verstandeskalte, robuste Mensch, sondern hatte nur auf eine Zeit seine tiefe Gläubigkeit von sich geschoben, um von Herzensweichheit nicht im Kampf für das Wohl des Hauses behindert zu werden, der nur mit kalter Klugheit und gelegentlicher Härte geführt werden konnte." Und an einer anderen Stelle: „Früher hatte er vom Wohlsinn und der unbedingten Redlichkeit des Bürgers als der Grundlage für sein und des Staates Glück gesprochen. Nun war ihm durch die Schicksale seines Lebens die Einsicht aufgedrängt worden, daß alles äußere Glück Wind und Gefahr sei, wenn es nicht aus der Verbundenheit mit dem unaussprechbar göttlichen Sinn seines tiefsten Innern steige und in ihn zurückmünde." Aber das ist nicht eine Rückkehr; das war immer Hermann Stehrs Frömmigkeit. Und wenn es sich herausstellen sollte, daß die katholische Kirche einen solchen Mann ertragen könnte, so wäre es sicherlich ein Glück für sie und wohl auch für ihn.

Einstweilen, und wohl auch dann, gilt das Sonett seines „Lebensbuches":

Aus schweren Tagen bin ich aufgestiegen,
von Menschen in ein hartes Joch gezwungen,
die doch die Götter in der Höh gedungen,
zu stehn als Schützer an den Menschenwiegen.

Soweit ich denk, war meine Jugend Kriegen
und notvoll Kämpfen aus Verfinsterungen.
Früh habe ich mich schon in Schuld verschlungen,
und meine Seligkeit wuchs aus Erliegen.

Doch immer, wie ich auch geweint, geschmachtet,
in tiefster Seele bin ich heil geblieben
und hab demütig Großem nachgetrachtet.

Je wunder mich der schwere Tag gerieben,
desto verzückter hat's in mir geprachtet,
und trotz'ger hab ich mich dem Mut verschrieben.

Neusorge Joseph Wittig

Im „Heel Dael"

„Hallo!" Es ist, als bliebe der Ton noch eine Weile schweben in der stillen Luft, um dann zu verklingen. Es liegt etwas Frisches und Aufmunterndes darin, und frisch und zupackend ist die Arbeit, die sie heute nachmittag besprochen haben, der Frank und er. Nichts von Weichlichkeit und Sentimentalität; alles festes, unentwegtes Drauflosgehen. Nur nicht nach rechts oder links sehen!

Nur nicht groß an den Hinrich denken, der ein ähnliches Unternehmen im kleinen schon angefangen hat, und dem sie ein wenig die Adressen abgelauert haben, deren sie bedürfen, um sich ihre Verbindungen und ihren Absatzkreis zu sichern. Warum ist er solch ein Wolkenreiter, der nicht sieht, was auf dem Erdboden vor sich geht, der annimmt, die alten Kameraden fragten nur aus reinem Interesse an seinem Ergehen und dem seiner Kinder? Als wenn eine Zeit wie die jetzige dazu gemacht wäre!

„Hallo!" Er gibt den Ruf zurück und hebt die Hand, ehe er in den sinkenden Abend hinausgeht, der nächsten Bahnstation zu. „Durch das heel Dael" (heilige Tal), hat Frank ihn angewiesen. „Nur immer dem Westen zu. Dann kann man nicht irren."

Der Westen ist wie ein geöffnetes Tor, durch das alle Glut des Abends strömt. Wie ein Feuermeer wogt es vor ihm, und von diesem leuchtenden und flammenden Hintergrund heben sich die Wacholderbäume mit ihren sonderbar gespreizten Armen gespenstisch ab, sie, die den Weg zum „Heel Dael" (dem heiligen Tal) bezeichnen, wie die Bevölkerung hier diesen Teil der großen Heide benennt.

Er ist schon lange nicht mehr hier gegangen. Vielleicht nicht mehr, seit er hinter der Mutter hertrabte, wenn sie auszog, um Beeren zu pflücken oder Heidekraut, von dem sie jene dichten violetten Kränze wand, die die alte Bürgermeisterin immer bei ihr bestellte, und mit denen die Familiengräber geschmückt wurden. Nein, am häufigsten ist er doch mit Hinrich Steffen hier draußen gewesen, dessen träumerische Augen hier in der Weite ein sonderbares Glänzen bekamen, und der ihn mit geheimnisvoll gedämpfter Stimme auf die einzelnen Wacholdergruppen hinwies, die so eigentümlich dastanden, in einzelnen Trüppchen, und doch wie zu einem geschlossenen

Ganzen geeint, daß das Volk hier herum sich zuraunte, in dieser Heidemulde sei die Bergpredigt noch einmal lebendig geworden; denn man erblicke ganz deutlich gelagert die Gestalten der Horchenden, die zu dem einen hohen Wacholder hinübergewandt waren, der mit ausgebreiteten Armen, ein wenig von ihnen entfernt auf der Höhe, wie die Figur des Heilands dastand.

Es war verrückt, auf welche Einfälle das Volk in seinem Sinnieren kam, zumal das, das hier draußen zwischen dem weißen Heidesand und der Unendlichkeit des Himmels lebte. Und der Hinrich gehörte zu ihm wie kein anderer. Seine Augen bohrten sich gleichsam in die Dinge hinein.

Er blieb einen Augenblick stehen, um sich zurechtzufinden. Das Flammenmeer des Himmels hatte ihn geblendet; aber nun sah er deutlich den schmalen Weg, der sich durch Gestrüpp und Kiefern gegen den westlichen Horizont zog, und den er zu verfolgen hatte. Leise mahlte sich der Sand an seinen Sohlen. Ein paar verspätete Bienen flogen noch vor ihm her. Es war kein Laut zu hören, nichts als das feine Rieseln des Sandes; nichts als das Sirren des Wacholders, das etwas Geisterhaftes an sich hatte. Man konnte sich vorkommen wie eine Seele, die dem letzten güldenen Tor zustrebte. Er sah sich hastig um. Nein, es war kein Tod ihm auf den Fersen. Nur ein paar Büschel des niedergetretenen Heidekrauts richteten sich wieder hinter ihm auf. Jetzt schien der Himmel zu verblassen, gerade über der Talmulde, in die er hinabzuschreiten begann, und zu der einige mächtige Wacholder so etwas wie ein Tor bildeten. Er streifte sie mit der Hand, und sie gaben wieder jenes eigentümliche Sirren zurück, das ihn vorher schon so unwirklich berührt hatte. Ja, als er rückwärts blickte, schienen sich die zwei Wacholder hinter ihm wie eine dunkle Wand zusammenzuschließen und ihn zu trennen von der ganzen Welt, die jenseits des Heiligen Tales lag. Er war in ihm, und er allein. Eine Minute lang holte er tief Atem. War nicht zur Rechten die Wacholdergruppe, von der Hinrich einmal gesagt hatte, es wären die zur Bergpredigt hingestreckten Frauen, von denen die eine ein wenig vorgerückt war, vielleicht, um besser lauschen zu können? Daneben aber waren die zu Boden geduckten Bäumchen, wie spielende Kinder, und zur Rechten standen drei starke Bäume dicht beisammen wie Lehrer und Weise, die das überdenken, was zu ihnen gesprochen wird. Vor ihm aber im Abstand auf einem Heiderücken erhob sich aufrecht und stolz ein einziger Baum, die Zweige ausgebreitet wie Arme, und um diesen Baum, um diese Gestalt her lohte das letzte Abendleuchten wie Gold, wie ein Scheinen des Himmels.

Ein Frösteln überlief den einsam Wandernden. Er mäßigte seinen Schritt, um nicht zu bald vorbei zu müssen an der einen hohen, ragenden Gestalt mit den segnend erhobenen Armen. Man konnte gewiß unter diesen Armen nicht hindurchgehen, ohne sich unter sie beugen zu müssen, ohne von ihnen gestreift zu werden, wenn auch noch so leise.

Er blieb stehen. Die Gestalt auf dem Hügel schien zu wachsen, die der Anderen in den Schatten zu sinken. Man selbst gehörte natürlich zu den Anderen, die auf die Worte horchten, die von jenem Einen kamen. Ja, was für Worte waren es denn? Er bog den Kopf in den Nacken, als wenn er in seinem Erinnern suchen müsse. Gewiß hatte er sie auch einmal gewußt; aber das war lange her, so lange, daß nur ein matter Nachhall in ihm zurückgeblieben war, ein fast verwehter Klang. Man würde ja auch kaum wieder an sie gedacht haben, wenn nicht dieser sonderbare Abend gewesen wäre, und wenn man nicht diesen Weg hätte machen müssen durch dies seltsame Tal, von dem sie sagten, daß es ein heiliges sei, und gerade nach einem Tage, in dem man über den zukünftigen Weg des eigenen Lebens beschlossen hatte, der natürlich ein menschlicher, ein irdischer Weg sein mußte und sich nicht an Worte binden konnte, wie sie hier vielleicht gesprochen wurden, wie sie vor Tausenden von Jahren gesprochen waren. Aber etwas in ihm drängte und stieß ihn, noch ein wenig von jenen Worten zu wissen. Ein Mensch wie Hinrich würde sie vielleicht noch kennen, sie in der Erinnerung halten, zuweilen auf sie hinblicken wie auf die seltenen Steine und Muscheln, von denen er ihnen heute einige gezeigt hatte, und von denen er berichtet hatte, daß sie aus der unendlichen Vorzeit stammten und Einem doch noch etwas zu sagen hätten. Ein Kauz war der Hinrich immer gewesen; aber kein unguter. Ob das Geschäft von Hinrich wohl durch ihr Unternehmen den Boden unter den Füßen verlieren würde, ob Not und Mangel einkehren würden in seinem Hausstand, den er sich viel zu früh gegründet hatte, und unter den Kindern, die des Hinrich große, verträumte Augen hatten? Er fuhr über seine Hände hin, als wenn er etwas von ihnen abstreifen wolle. Dann besann er sich: es klebte ja noch kein Schmutz daran — noch nicht. Hinrichs Kinder hatten ja noch zu essen, wenn auch nur ihr bescheidenes Teil.

Er kam der ragenden Gestalt auf dem Hügel immer näher. Sie war nur noch um wenige Meter von ihm entfernt. Die Arme waren noch immer ausgebreitet. Was hatte doch immer die Mutter gesagt, wenn sie sich anschickte, etwas zu unternehmen: „Laß dir ein gutes Wort durch das Herz gehen, ehe du zu etwas die Hände hebst.“ Wenn er nur ein Wort gewußt hätte; es wäre ihm selber befreiend gewesen. Die Glut des leuchtenden Himmels war zerronnen. Goldglänzend, mit einem Paar umsäumter Wolken drin, stand der Horizont vor ihm und wob etwas wie einen strahlenden Schein um den Hügel, auf den er immer noch schauen mußte. Ein kleiner Wind hatte sich erhoben, beinahe nur ein Säuseln. Er schien von weit her zu kommen. Er wußte nicht, von wie weit. Er schien etwas auf seinen Flügeln zu tragen, und nun kam es näher, und nun berührte es ihn. Es war ein Gedanke, es war ein Wort, irgendwo gelöst aus dem Versunkenen, aus dem, das man vergessen geglaubt hatte, und das doch hierher und zu dieser Gestalt gehörte mit den erhobenen Armen: „Selig sind, die reines Herzens sind.“ Mehr wußte er nicht; aber es war genug. Das Wort zwang ihn, sich umzuschauen, um den Kopf zu ducken und von unten her die Blicke zu erheben zu jener Gestalt auf dem Hügel, von der — daran konnte kein Zweifel sein — diese Worte kommen mußten, die plötzlich dastanden wie hingeschrieben auf den zarten Hintergrund des Himmels. Diese Worte waren wie eine Last, die man trug, wie eine jubelnde Erlösung für die, auf die sie zutrafen.

Die Knie wurden ihm ein wenig schwach. Ihm fiel ein, daß er heute beim Plänemachen und Besprechen sich zum Mittagessen keine Zeit gelassen hatte; nur einen Trunk hatte er sich in Eile gegönnt. Daher natürlich kam diese ungewohnte Schwäche, die ihn nötigte, stehenzubleiben und sich gar zu setzen, in die niedere Mulde hinein, nicht fern von der ragenden Baumgestalt, und so, daß er sie im Auge behielt. Denn man konnte es nun eher ertragen, nun man ein Wort wußte, das einmal von ihr gesprochen sein mußte. Auf wen aber mochte ein solches Wort passen? Auf die Mutter? Ja. Auf den Hinrich? Vielleicht; denn er schien ja das Arge gar nicht zu sehen, das in der Welt war, auch das nicht, was man ihm und den Seinen zufügen wollte.

Er saß unbeweglich, die Arme um die Knie geschlungen, während die Glocke des Himmels matt über ihm lag und das Heidekraut zu Füßen des hohen Wacholders duftete, duftete. Der Hunger des Tages war vergessen. Es wuchs vielmehr in ihm ein anderer Hunger auf, zu Jenen zu gehören, von denen das sonderbare Wort sprach, das wie eine Kraft war und wie ein Segen. Er rückte ein bißchen näher an den Baum heran. Er duckte sich unter die niedersten seiner Zweige. Die große Stille, so sonderbar für ihn, der in der geräuschvollen Stadt lebte und wirkte, lag noch über ihm, und die Unendlichkeit, die sich dehnte: „Ein reines Herz.“

Wenn man den Hinrich mit einbezog in das geplante Unternehmen, wenn man sein Geschäft sich auflösen ließ in jenem anderen, an dem auch der Hinrich seinen Anteil hätte, von dem seine Kinder Brot bekommen würden und die Sohlen unter ihre kleinen Schuhe — die Stille wurde immer tiefer. Reglos stand über ihm der Baum, und nur der Weg hob sich noch wie ein sanftes Flimmern aus dem Schattendunkel, der Weg, der hindurchführte durch das „Heel Dael“.

Er wußte nicht, wie lange er so gelegen hatte. Er wußte

nur, daß seine Hände sich voneinander lösten und niederglitten auf den noch sonnenwarmen Boden, daß er mit gierigen Zügen den Duft des Baumes trank, und daß jene sonderbaren, vergessenen Worte irgendwo über ihm in der Luft lagen. Als er sich nach einer langen Weile erhob, aufrecht neben dem Baum stand und wie zu einem Gelübde die Hände gegen ihn erhob, sprachen seine Lippen nur: „Ja, ja.“ Es war aber genug, um jenen Baum, um jene Gestalt seltsam mit der seinen zu verschmelzen. Dann nahm er den Stock vom Boden und schritt durch das Heilige Tal hindurch wie auf einer Spur von feinem Silber.

Der Abendzug von der kleinen Station war versäumt. Er mußte auf den Nachtzug warten; aber es war ihm nicht leid. Das silberne Leuchten war noch in ihm.

Am übernächsten Tage erhielt der Freund Frank ein Schreiben von ihm aus der Stadt, des Inhalts, daß es geratener sei, auch den Hinrich in das zukünftige Unternehmen mit einzuschließen, da man ja ohnehin seine Erfahrung sich schon zunutze gemacht hätte. Frank runzelte eine Weile die Stirn; da aber das kleine Betriebskapital vom Freunde und nicht von ihm stammte, so unterzog er sich, wenn auch leise grollend, dieser Weisung und dachte nicht daran, daß er selbst dem Andern den Weg durch das Heilige Tal geraten hatte und daß dies Tal noch immer seine Kraft ausströmt, wie das Volk es sich mit geheimnisvollem Flüstern ringsum erzählte.

Kiel Emma Müllenhoff

Aus meiner Kindheit

Neuntes Stück

Anders ging es mir mit zwei anderen Frauen, die ich auf meinen Fahrten mit Vater kennenlernte; es waren zwei alte, schnurrige Jungfern und hießen Meile und Bärbele, und wohnten am Ende des Orts am Rande des finsteren Tanns in einem verräucherten Häusle, das ganz versteckt unter dem riesigen Strohdach dalag. Da gurgelten zwischen vermoostem Gestein schwärzliche Wasser, an denen ich Mühlen baute. Im Hause brannte im dunkelsten Eck auf offenem Steinherd ein Flackerfeuer, und um ihn huschten, die Gluten verdeckend, die beiden Weiblein mit viel Rumoren und Geschlurf, und kochten ihr Müsle. Kater und Katzen sausten umher, im Tann schrie die Eule, und mir kribbelten alle Sinne, wenn die gutmütigen Hexen mit rauhen Händen mir über die glatten Backen strichen. Dazu murmelten sie allerlei gutgemeinte Sprüche, die ich nicht verstand. Anfangs wollte mir gruseln vor diesen Weibern, die mir ins Reich der Hexen und Alben zu gehören schienen, aber sie waren gut zu mir, und je öfter ich hinkam, um so mehr erkannte ich, daß sie im Grunde nichts anderes waren als verrußte, verzauberte Feen. Das ist ja scheußlich im Leben, daß so oft Dinge und Menschen sich in wunderlich seltsamen Vermummungen vor uns stellen, und unsre Augen sind verschlossen, wo sie offen sein sollten, und unsre Hände sind verkrampft, wo sie frei sein sollten zu Einschlag und Zugriff. So ging mir's anfangs in Mutschelbach. Aber heut noch freut's mich, daß ich am Bärbele und Meile die häßliche Maske durchschaute und die alten guten Frauen lieben und verehren lernte.

Noch einer anderen Alten muß ich gedenken, die mir aber beim ersten Sehen dastand wie eine Gabe am Festtag. Es war die gute Brigitte Ringel von Weißenstein, eine gütige Frau im ehrsamen Witwenhäubchen. Die sonnige Stube war mir wie ein Museum, angefangen mit schönen, gewirkten, alten Gardinen vor bleigefaßten kleinen Fensterscheiben bis zu der Feuerzange am uralten mächtigen Ofen. Der war mit bunten, vielfigurigen Kacheln geschmückt, mit Adam und Eva bis zum Heiland am Kreuz; eine wahre Kachelbibel. Ueber dem schwungvoll geschweiften Sofa aber hing ein Kalender. Das war ein Wunderwerk. Da konnte man einen Knopf drehen; dann erschienen in ausgeschnittenen Fensterkästchen Tage, Monde und Jahre mit sinnigen Sprüchen und Versen; das war erbaulich und schön; ich ließ die Monde marschieren und die Tage sich reihen wie Soldaten, und jeder hatte seine eigene Weisheit und mußte sie zum Besten geben. Ich drehte und drehte, bis einmal mit knicks und knacks die ganze Herrlichkeit stillstand. Mir fuhr vor Schreck der Knacks in den Magen, daß mir ganz elend wurde, sie aber tröstete mich, und die Spitze des sauberen Häubchens kitzelte mich, als sie mir küssend sagte, daß sie dem Vater mein Ungeschick nicht erzählen würde, und sie nahm den verknackstten Kalender und tat mit ihren Zauberhänden einen Griff in das Wunder, und siehe, er wurde wieder heil. Wer war froher als ich! Dann setzte sie sich an das kunstvolle Spinnrad mit Schellen und Glöckchen und rückte vom Ofen den großen blumenbestickten Schirm; nun begann sie zu spinnen und zu erzählen; das Rädlein schnurrte und die Glocken bimmelten, das Märchen schritt durch die Stube und rührte die Uhr an der Wand; da sprang ein Türchen auf, und heraus fuhr der Kuckuck und fing an zu schlagen und regte die Flügel; vom Kirchturm nebenan aber dröhnte die Glocke und sang den Feierabend. Da stellte sie das Spinnrad beiseite, faltete die Hände und begann „Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ“ mit zitternder Stimme. Ja, Mutter Brigitte Ringel, aus Tausenden würde ich dich wiedererkennen und dir um den Hals springen wie einstens als seliges Büble.

Und überhaupt: Weißenstein! Schon der romantische Platz hatte es mir angetan: da stürzten die Wasser des Waldbachs von der höheren Talstufe über ein hohes Wehr, brausend und donnernd mit immer gleicher Gewalt, und über dem fallenden Band der Wasser schwang sich hoch im jauchzenden Bogen die sandsteinerne Brücke. Menschen kamen und gingen, hielten ein Weilchen an, schauten über das Geländer den Fluß hinauf und hinab, Kühe trotteten ebenso stet wie der Strom ihren Weg, Kinder hüpften und sprangen und sangen, rotbäckige Mädchen und Dirnen riefen ein Scherzwort, und hinter dem steinernen Bogen stand ruhig und finster der Tann und die düsteren schweigenden Berge, vor denen die Häuser und Hütten sich duckten um eine uralte Kirche.

Und noch eine Gestalt mag den Reihen verehrenswerter Frauen schließen, die in meine Kindheit leuchteten wie freundliche Sterne. Es war die Schwester Sanne. Sie war vom Geschlecht der Riesinnen und wirkte doppelt riesig unter all den unmündigen Kindern, die man ihr vertraute. Nie wieder sah ich ein Weib, das so an die Riesen der Vorzeit gemahnte. Mit gewaltigen Schultern, breiten Hüften und starken Armen. Aber über den Massen lachte ein Kinderkopf mit runden Backen und Grübchenkinn, so ganz ohne Falsch und hell wie ihre Flechten, die ungebändigt und lustig aus der Schwesternhaube lugte. O große Schwester Sanne, dich hat mein Vater, der gerne ein Ehestifter war, später an einen alten, grämlichen Müller verneftelt, aber auch mit diesem säuerlichgrauen und mehlbestaubten Müllerling wurdest du einig! Ich habe sie später besucht in der Mühle, und ich wunderte mich, was dieses Riesenweib in kurzer Zeit aus dem verstaubten Mehlkasten zu machen verstanden. Was vordem grau war und dunkel, war licht und hell geworden, und ihr Mundwerk plapperte mit dem Mühlrad um die Wette. Ihr Müller aber sah zu ihr auf wie der struppige Schnauzer zu seiner Herrin. Da sah ich wieder, daß in dem Riesenweib ein sanfter Engel steckte, und die alten Mären wurden mir glaubhaft, daß Gott und seine Engel oft in seltsamer Verkleidung und Vermummung über die Erde gehen bis auf den heutigen Tag.

So ging es mir auch mit einem Musikus, der noch in meiner Erinnerung geistert. Es war der Lehrer Geisrich an der Mädchenschule. Bei uns hieß er nur „der Geißbock“. Mir schien der Name trefflich zu passen. Es war ein schmales Männlein mit einem flatternden weißen Ziegenbart unter der großen gebogenen Nase. Immer hatte er es ein wenig eilig, immer summte und brummte irgendein Motiv aus seinem Munde, wenn er so die Straße dahinschoß, daß man achtgeben mußte, nicht mit ihm zusammenzurennen. Er war Organist in der Stadtkirche, und wenn er hinter der mächtigen Orgel saß in der dunklen Kirche und die Orgeltöne durch die Hallen brausten, daß es mir den Rücken hinunterlief, bekam ich doch mächtigen Respekt vor dem kunstfertigen, tönegewaltigen Männlein. Dann wandelte sich mir sein alltägliches

Bocksgesicht unversehen in das erhabene Antlitz des großen psalterschlagenden Königs David. Es wurde mir ehrfürchtig und ich begegnete ihm mit Scheu, bis er mich eines Tags mit hinaufnahm in seine Stube und mir auf seinem alten Klavier wundersame Musik machte, daß ich mich dem Himmel näher wähnte. Von da an durfte ihn keiner mehr „Geißbock" nennen, sonst bekam er es mit mir zu tun.

In die Kirche bin ich aber nicht oft gekommen. Dafür um so mehr in die Sonntagsschule, die vom Vater Gerbig geleitet wurde. Das war für mich auch so eine Gestalt nach meinem Herzen, so ein richtiger Erzvater. Schlank und hoch war er, mit ernst-freundlichen, scharfen Zügen. Mir schien er so recht in die Wüste zu passen mit seinem Adlergesicht in dem schneeweißen glänzenden Bart. Wenn er betete, floß es wie Honigseim von seinen Lippen; Honigseim, das gefiel mir so gut; das Wort duftete auch nach der Wüste und schien mir so gut zu passen auf diesen alten Herrn, der so gut zu den kleinen Kindern war. Ganz im Gegensatz zu den meisten Erwachsenen hatte er nie was zu tadeln oder zu korrigieren, zu zanken oder zurechtzuweisen. Er hatte eine so liebe Art, sich aus seiner Höhe herunterzubeugen, das Kinn zu fassen, die Wangen zu streicheln und etwas Freundliches zu sagen. So mußte der fürstliche Vater Jakob gewesen sein unter seinem Haufen Buben, und wir alle verehrten ihn und es war stillschweigende Uebereinkunft, daß in seiner Gegenwart nichts geschah, was ihn hätte betrüben können. Er und mein Onkel Paul Wißwesser vertraten in meinem Gestaltenbuch die Stelle der Patriarchen. Er wurde nachmals der Schwiegervater meines ältesten Bruders.

Vater Gerbig hatte seinen Widerpartner. Das war der Bruder Kälble, auch ein weißhaariger Alter, aber die dichten Augenbrauen waren noch ganz schwarz. Er sah mir aus wie ein gutmütiges Teufelchen. Unter den Brauen wohnten ein paar pfiffige Aeuglein, die immer rund umherliefen, wenn er aus einer großen lackierten Dose schnupfte. Auf dieser Dose war Adam und Eva gemalt, von denen namentlich Eva recht anmutig gelungen war. Daß er dem unschuldigen Laster des Schnupfens fröhne, wurde ihm von vielen Geschwistern im Herrn übelgenommen, denn das war nicht schicklich für ein Kind Gottes, und die Dose mit der nackigen Eva erregte auch mancherlei Kopfschütteln, aber er sagte, die sei noch von seinem Großvater, und der sei ein lebendiges Kind Gottes gewesen. Und so ließ man ihm das hingehen, weil er ein guter Beter und ein unerschrockener Zeuge für die große Botschaft vom Kreuze war. Aber: Trau, schau, wem. Eines Tages hörte ich so mancherlei munkeln vom Bruder Kälble. Die Geschwister im Herrn steckten erschrocken die Köpfe zusammen; es mußte was los sein mit Bruder Kälble. Und eines Tages kam die Geschichte heraus: Bruder Kälble hatte ein Kind bekommen von einem Mädchen aus den Gemeinschaftskreisen; das wurde so erzählt wie etwas ganz Unerhörtes. Ich begriff nicht, was dabei Schlimmes sein sollte; das war doch nur schön, wenn er ein Kind bekommen hatte, denn Kinder waren doch eine Gabe Gottes. Aber die Sache war offenbar nicht in Ordnung, denn Bruder Kälble wurde all seiner Würden entkleidet; er mußte Buße tun, nahm sichtlich ab und schlich umher wie ein armer Sünder, so daß er mir leid tat, und die Kinder Gottes waren allesamt tief niedergeschlagen über das sündhafte Kälble und nannten ihn „ein krankes Glied in der Gemeinschaft". Das war mir ein rätselhaftes Wort, mit dem ich nichts anzufangen wußte. Bruder Kälble ist bald darauf gestorben. (Fortsetzung folgt)

Jugenheim (Bergstraße) Daniel Greiner

Der Fränkische Koran

(Eine Lebensschau)

Auf dem Titelblatt des vor uns liegenden umfangreichen Werkes stehen lapidar die Worte: „Ludwig Derleth. Der Fränkische Koran. Im Bärenreiter-Verlag zu Kassel".[1]) Kein Wort mehr, und auch nach einem Inhaltsverzeichnis oder nach einem erläuternden Vorwort suchen wir vergebens, wenn wir solches nicht in den ersten sieben einführenden Seiten sehen wollen. Aber auch diese Einleitung ist bereits in gebundener Sprache verfaßt, enthält Verse, Dichtung wie das ganze Buch vom ersten bis zum letzten Buchstaben, und zu ihrem vollen Verständnis werden wir erst dann kommen, wenn wir uns das Ganze zu eigen gemacht haben. Das Titelwort „Koran" findet hier auf den ersten Seiten allerdings seine Rechtfertigung, denn wie das gleichnamige Religionsbuch der Mohammedaner sich aus Reden, Lobpreisungen, Legenden und Erzählungen, aus Gesetzen, Deutungen und Prophezeiungen zusammensetzt, so hat Ludwig Derleth nach seinen eigenen Worten sein Werk

zusammengestellt aus wundersamer Zeiten Berichten,
aus Tagesvisionen und Nachtgesichten, Sterndeuterorakeln und Göttergeschichten,
Prophetensprüchen und beitönenden Liedern ...
In Sinnbildern, Anspielungen, Beispielen und Gleichnissen
... Schriftstellen und weltlichen Sprüchen,
kompakten Extrakten aus alchimistischen Küchen ...

Diese Ankündigung erhöht die Erwartung, mit der wir an das Buch herangehen, aber sie erklärt nichts als allenfalls den Titel, und so müssen wir uns denn den Weg zu seiner Lebensweisheit selbst suchen, und dabei wird uns bald klar, wie recht der Verfasser hat, wenn er von seinem Werk sagt:

Ich habe Vieles ausgeprägt,
was offen liegt vor allen Leuten,
noch mehr an Sinn hineingelegt,
genug, um mehr noch anzudeuten.

Bevor wir auf Inhalt und Sinn dieser eigenartigen Dichtung eingehen, sollen ein paar Worte über die Form gesagt werden. In den Einleitungsversen sagt Derleth, daß dieser Koran in Weltgesangsrhythmen abgefaßt sei. Ein anspruchsvolles Wort, aber ein berechtigtes! Einem gewaltigen Strom gleich, der an farbenfrohen Fluren und an wüsten Einöden, an grünen Wäldern und an kahlem Felsgestein vorbeiführt, von dem aus wir heidnische Tempel und die Dome des Christentums, prächtige Schlösser und verlassene Ruinen sehen, dessen tobende Wasserfälle uns berauschen und dessen besinnlicher Lauf uns ein paar tausend Meter weiter beruhigt und nachdenklich werden läßt, flutet die klangvolle und farbenprächtige Sprache dieses Werkes an uns vorbei. Läßt man sich einzelne Stücke aus demselben eindrucksvoll vorlesen, so wird man oft nicht wissen, ob man Malerei, Musik oder Dichtkunst sieht, hört, in sich aufnimmt. Es ist wirklich ein Weltgesang, der an uns vorüberrauscht, und sein Rhythmus ist der des Menschendaseins und seiner Rätsel.

*

Wir nannten das Werk Derleths in unserer Ueberschrift „eine Lebensschau", und wir glauben seinem Gesamtinhalt am nächsten zu kommen, wenn wir das Wort „Lebensschau" als Kompaß benutzen im Meer seiner Gedichte. Es ist eine weite, frohe und leidvolle Wanderung, die wir mit dem Verfasser zurücklegen, und sie beginnt heute noch wie je da, wo wir das Paradies verloren, wo uns die Himmelsbahn verlorenging. Seither gilt uns:

Des Schicksals Lose tragen wir in Händen,
wir wissen nicht, an was wir uns verschwenden,
wir träumen, daß wir durch den Aether wallen,
und eh wir's ahnen, sind wir schon gefallen.

Wir suchen das Paradies, aber wir finden seinen Eingang nicht, den der Wächter des Paradieses „mit dem Schutte eines gefallenen Sternes bedeckt".

Und nun verankern wir, die das verlorene Paradies vergeblich suchen, unsere Galeere an dem Gestade einer irdischen Heimat:

Glückselig, wer die Gerechtigkeit zur Braut sich wählt,
den Weizen worfelt und sein eigen Brot am eignen Herde ißt
und wie ein Hauer trinkt von dem, was er sich selbst erherbstelt hat!
Gegrüßet seist du
o Heimaterde
und deiner Hütten reiche Heiterkeit ...

Frühling, Sommer, Herbst und Winter ziehen in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit an uns vorüber, und im wechselvollen Spiel der Jahreszeiten, die uns mit einem schier unglaubhaften Wortreichtum geschildert werden, vergessen wir niemals die Wahrheit der Worte:

[1]) Ludwig Derleth, Der Fränkische Koran. Im Bärenreiter-Verlag zu Kassel. Des Werkes erster Teil. 520 S. Großoktav. Geh. 9, Leinen geb. 12 M.

Ueberall les' ich die heilige Schrift,
wie sich Gottes Sinn in Allem spiegelt,
wenn der Frühling tritt auf grüne Trift,
und die Rosenknospe sich entsiegelt.

Wir berauschen uns mit dem Verfasser am Lob und Preis des Weines, den das Sakrament der Sonne reifen läßt, und wir stimmen mit ihm ein in das Hohelied der Liebe bis zu der bitteren Erkenntnis, daß die Liebe ein Fremdling auf Erden bleibt, weil sie durch menschliche Unvollkommenheiten und Fehler wie durch unsere Erdgebundenheit „zum Weiterziehen aus jeder Herberge" getrieben wird.

Es ist eine karge Ernte, wenn uns der so überaus lebendig besungene Wandel der Zeiten schließlich doch nur die Wahrheit läßt:

Jugend hält auch das Unmögliche für möglich,
Männer glauben nur das Tatsächliche,
Greise bezweifeln auch das Wirkliche.

Was Derleth dann über das Verhältnis von Mensch zu Mensch, über Liebschaften und Freundschaften sagt, führt von der Alternative: „Des Menschen hilfreicher Engel und schadenfroher Dämon ist der Mensch" zu den trostlosen Worten:

Raub ist Alles! spricht das Schwert.
Rausch ist Alles! spricht der Wein,
Schein ist Alles! spricht der Wahn,
Mein ist Alles! spricht der Tod.

*

Folgten wir bis dahin dem Dichter auf seiner Erdenwallfahrt, so werden wir ihm beipflichten, wenn er sagt, daß von allen Pilgern, die er unterwegs traf: „Narren und Weise, Kinder und Greise", keiner zu sagen wußte, wohin die Reise geht, und daß demzufolge das Leben nichts anderes zu sein scheint als „nur immer trachten nach dem, was niemals sich ereignet, und in der Nacht nach dem Genuß verschmachten, da der Gegenstand deiner Sehnsucht dir im Besitz verloren geht!" Und wenn das Leben wirklich weiter nichts ist als eine „von immer gleichen Komparsen bevölkerte Schaubühne, wo nur Larven, nicht Personen wechseln", wenn Derleth den Menschen auf ihr richtig schildert: „im schweren, leeren Irrgang seines Lebens, im Unbestand seiner Verhältnisse und in der Schwachheit seines Willens an den Haken der Wollust durch die Dornenhecken des Hasses geschleift, jeder einsam ohne ein leidgemeinsam Lieben in sein unseliges Fürsichsein abgetrieben", dann ist diese Welt tatsächlich nur „ein Haufen von namenlosem Weh ... Not und niedriges Bedürfnis, Jammer und Wehegeschreie, Leid, Kümmernis und Verzweiflung ...".

Noch einmal kehren wir in die ersten Menschheitstage zurück und lesen: „Mit einem Totschlag begann die Geschichte, mit Kain und Abel wird ihr Abend enden"; und wer da meint, daß uns unsere höheren Erkenntnisse und unser größeres Wissen vor solchem Untergang schützten, der erfährt von Derleth, daß uns gerade unsere vermeintliche „Wissenschaft" wieder zum Tohuwabohu, zum „wüste und leer" geführt hat, weil wir vergessen haben, daß schließlich „alles Denken immer wieder auf die Anerkennung einer übermenschlichen Macht zurückkommt", daß „eine Erkenntnis, die ohne Liebe ist, die Welt tötet und entgöttert". Wir haben die Wahrheit in den Dingen gesucht, statt sie im Denken zu finden, und so gibt es denn nach Derleth „seit dem Einsturz des scholastischen Weltgebäudes nur noch Dogmatiker des Unglaubens", und auf allen Wissensgebieten nur noch „Theoretiker, die durch den Abgrund von Worten getrennt, sich nicht verstehen", und „das Ganze ist nur ein Tohuwabohu von Wissenschaften".

So werden wir von Seite zu Seite, von Strophe zu Strophe gefesselt und mitgerissen von diesem eigenartigen Werke, in dem sich die Stimme des Dichters, der das Leben liebt wie keiner, mit der des Bußpredigers und Propheten eint. Erschauernd spüren wir, wie die apokalyptischen Reiter über unsere arme Erde rasen, wenn wir lesen:

Blutrot ging die Sonne dieses Jahrhunderts auf,
und blutrot geht sie unter.
Der Säbel schreibt allein das Gültige den Unterjochten vor,
Und Kain gibt das Gesetz den Söhnen Abels.

*

Erhebend und erschütternd, beglückend und zerknirschend, beseligend und verdammend singt uns Ludwig Derleth in seinem „Fränkischen Koran" ein Bild des Lebens, unseres Lebens, und wir haben alles gewonnen, wenn wir aus seinem Werk nur die eine einzige Wahrheit mitnehmen:

Der Glaube ist zu Seiner Stadt der Weg,
Die Liebe ist zu Seiner Stadt das Tor.

Suchen wir in dieser einzigartigen Dichtung alles zusammen, was über den Glauben gesagt und zu seinem Preise gesungen wird, so ist unsere Ernte nicht karg, sondern überreich. Wir dürfen dann freilich nicht erschrecken vor der Verwünschung des Verfassers: „Die Hölle hole euren Verstand samt seinen Rechenmaschinen. Was zweimal zwei euch dünkt, ist noch nicht vier!" Wir müssen uns hüten vor der „Ueberschätzung der menschlichen Vernunft, wenn man voraussetzt, daß der Gottesgedanke von ihr erfunden sei", und wir müssen uns hüten davor, damit „ein Unvermögen" unseres Geistes zuzugestehen, daß wir sagen: „Wir können es nicht glauben!"

Bahnen wir uns mit diesen Leitgedanken und unter der Wucht der uns aufgezwungenen Selbsterkenntnis den Weg durch das Werk Derleths, so werden wir im gläubigen Vertrauen zu Gott und voll frommer Andacht das Glaubensbekenntnis und das Vaterunser mit den wundervollen Versen beten, in die der Verfasser beides zu Eingang seiner Dichtung gekleidet hat. Schon um für dies Gebet die rechte Vorbereitung und das letzte tiefe Verständnis aufzubringen, sollte man sich — abgesehen von aller sonstigen Tiefe und Schönheit des Ganzen — die genaueste und gründlichste Vertrautheit mit der Dichtung Ludwig Derleths nicht entgehen lassen.

Dortmund Georg Sinn

Aus Zeitschriften

Volk im Werden. Zweimonatsschrift, herausgegeben von Ernst Krieck. Leipzig, Armanen-Verlag. Einzelheft 1.65 M., halbjährlich 4.50 M. Jedes Heft umfaßt 80 oder mehr Seiten in Groß-Quart. Die Ausstattung ist gut, der Inhalt überaus vielseitig; hauptsächlich aber gilt er kulturpolitischen Fragen. Und wer die Arbeit des Nationalsozialismus auf diesem Gebiete kennenlernen will, muß diese Hefte studieren. Der Herausgeber, einst Volksschullehrer, dann als kulturpolitischer Schriftsteller bekannt geworden, in den letzten Jahren Professor an der Hochschule für Lehrerbildung in Frankfurt a. M., später Professor der Philosophie an der Universität daselbst, soeben als Nachfolger Rickerts nach Heidelberg berufen, ist zunächst darin Meister, daß er lange Aufsätze überhaupt nicht zuläßt. So wird freilich manche schwere Frage, zu deren allseitiger Erörterung viel Raum erforderlich wäre, in kräftiger Einseitigkeit behandelt. Und wenn z. B. in einem Aufsatz von Bogner der Oheim aus dem Wilhelm Meister als das Urbild des Liberalen hingestellt wird, so mag man das mit Behagen lesen; aber die Aufzeigung des Urbilds ist auch hier stark konstruktiv. Wie denn überhaupt der Herausgeber und seine Mitarbeiter es nicht anders werden haben wollen, als daß gelegentlich der sachliche Widerspruch mancher Leser sich kräftig rege, z. B. auch dann, wenn die Gefahr scharf beleuchtet wird, die durch die neue Orthodoxie dialektischer Theologen dem Religionsunterricht droht. Vieles ist um der Verfasser willen von besonderem Interesse, so, was Friedrich Müller (Hermannstadt) über „christlich-deutsche Erziehung vom Ausland her gesehen" schreibt oder Werner Jaeger über die Erziehung des politischen Menschen und die Antike, und Vieles hat seinen Wert ganz unabhängig vom Tagesstreit. M

Bücher und Schriften

Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden. Von Oscar Almgren. Aus dem Schwedischen übersetzt von Sigrid Brancken. Frankfurt a. M., Diesterweg 1934. XVI und 378 S. mit 165 Abbildungen. Steif brosch. 12 M.

Der Holländer Herman Wirth und der Schwede Almgren behandeln beide dieselben Gegenstände, vorgeschichtliche Felszeichnungen und heilige Sinnbilder. Und doch kann man sich auf wissenschaftlichem Gebiet kaum größere Gegensätze vorstellen. Wirth geht von dem mit großer Inbrunst erfaßten Glaubenssatz aus, daß alles Hohe und Gute für die Menschheit aus dem hohen Norden stamme. Diese Grundüberzeugung stützt er durch sehr kühne Vermutungen über den Entwicklungsgang der Menschheit, die als Tatsachen vorgetragen werden. Schließlich schüttet er vor den erstaunten Blicken eine unendliche Fülle von neuartigen, mit ungeheurem Fleiß aus allen Zeiten und Gebieten der Menschheitsgeschichte rings um den Erdball gesammelten Kenntnissen hin und beleuchtet und ordnet sie durch jene vorgefaßten Annahmen. Zuletzt wird es dem geduldigen Leser ganz wirr und kraus zumute, so daß er gar nicht mehr weiß, was er für richtig halten soll. Die einzelnen Aufstellungen Wirths werden zwar kaum von der Wissenschaft angenommen werden; aber er zwingt die Fachgelehrten, sich eingehend mit diesen bisher wenig beachteten Sinnbildern der Menschheit zu befassen, und es ist zu erwarten, daß so ein vernachlässigtes Gebiet der menschlichen Gei-

stesgeschichte klar beleuchtet wird. Die ebenso begeisterte und schwungvolle wie kühne Art Wirths — das ist die für viele Deutsche der Gegenwart passende Wissenschaft. Almgren beschränkt sich demgegenüber auf ein kleines Gebiet, die Felszeichnungen seiner Heimat in der Bronzezeit. In durchsichtiger Anordnung breitet er seinen Stoff, den er samt allem auf ihn bezüglichen Schrifttum genau beherrscht, allmählich aus, beschaut ihn umsichtig von allen Seiten, erwägt mit Vorsicht alle Möglichkeiten der Beurteilung und kommt so mit verständiger Einsicht zu festen Ergebnissen. Wer mit ruhiger Freude dieses leicht zu verstehende Gelehrtenbuch durchgearbeitet hat, der weiß am Ende genau und ein für allemal, was es mit den schwedischen Felszeichnungen für eine Bewandtnis hat. Sie sind nämlich die zauberisch gemeinten Darstellungen gottesdienstlicher Handlungen der urgermanischen oder frühgermanischen Ackerbaubevölkerung Schwedens in der Bronzezeit, durch die sie auf die göttlichen Sonnen- und Wettermächte im Sinne der Fruchtbarkeit einwirken wollte. Wir schauen in diesen ursprünglichen Stein-Ritzzeichnungen die Religion der Indogermanen in jener Frühzeit, in der sie sich noch nicht zu dem uns bekannten Germanenglauben weitergebildet hatte. In allem kann man sich getrost der sicheren Führung dieses schwedischen Gelehrten anvertrauen; höchstens würde ich öfter Gestalten, die die Arme heben oder auch senken, im Sinne Wirths eher als Sinnbilder für den aufsteigenden oder absteigenden Jahreslauf der Sonne, denn als „Adoranten", feiernde Festteilnehmer, auffassen und auch die Männer, deren Rumpf oder Haupt nach Sinnbildern der Sonne gebildet ist, stärker als Vertreter der Sonne deuten. Die klug abwägende, sicher schließende und bescheiden urteilende Art Almgrens — das ist Wissenschaft für alle Zeiten. Hermann Tögel

Das Formular der paulinischen Briefe. Ein Beitrag zur Lehre vom antiken Briefe. Von Otto Roller. Beiträge zur Wissenschaft vom Alten und Neuen Testament. 4. Folge, Heft 6. Stuttgart, Kohlhammer 1933. XV und 672 S. 36 M.

Selten ist die Bibelwissenschaft durch ein so umfangreiches und so schwer gelehrtes Werk eines Nichttheologen gefördert worden wie durch dies Buch des Karlsruher Bibliothekars und (mittelalterlichen) Historikers R. Unter dem „Formular" ist die nach bestimmten Regeln geformte und bestimmten Entwicklungsgesetzen unterliegende Einkleidung des Briefes am Anfang und am Ende zu verstehen: die Zuschrift mit allem Zubehör, der Segensgruß am Anfang, Grüße und Wünsche am Schluß. R. glaubt in der Prüfung dieses Briefformulars ein besseres Mittel zur Feststellung der „Echtheit" der Briefe zu besitzen als in der Stil- und Sachkritik, die sich auf den eigentlichen Inhalt des Briefs („Kontext" von ihm genannt) bezieht. Ich bezweifle, ob es ihm gelungen ist, nun wirklich die Echtheit auch der Hirtenbriefe des Paulus an Timotheus und Titus zu erweisen. Daß wir durch seine umfassenden, vielfach ins Minutiöse gehenden und doch nie in wertlose Kleinigkeiten sich verlierenden Untersuchungen im Verständnis der Briefe des Paulus oft sehr gefördert werden, dieser Eindruck drängt sich beim Lesen des Buchs immer wieder auf. So führt er uns über die verdienstlichen Bestimmungen, mit denen Deißmann seit 1896 den literarischen oder unliterarischen Charakter der Briefe zu treffen suchte, weit hinaus. Es ergeben sich ihm fünf Typen: 1. Die beiden Thessalonicher als Privatbriefe an Fernerstehende — dem „Kontext" wird diese Bezeichnung nicht ganz gerecht; 2. Galater und der vorkanonische Korintherbrief reine Mandate und amtliche Erlasse; 3. Die übrigen Briefe Mischungen zwischen Amtsbrief und vertraulichem Privatbrief (letzteres Stilmotiv fehlt aber m. E. auch im Galater nicht); 4. Titus und I. Timotheus hochoffizielle Beglaubigungsschreiben und 5. II. Timotheus ein reiner Privatbrief. Die „Entwicklung", die hiermit angedeutet ist, wird von R. als eine Bestätigung seiner, der richtigen Chronologie aufgefaßt, mit noch größerem Nachdruck als Erweis der Echtheit aller Briefe. Dabei stellt er, aus den Formen der Zuschrift vornehmlich, ein ständiges Wachstum des Autoritätsbewußtseins des Apostels fest. Nicht weniger wichtig ist die aus dem Vergleich mit dem gesamten antiken Briefmaterial erhobene Beobachtung, daß das paulinische „Briefformular" weit abweicht von allen sonst üblichen, weshalb es bei den ersten Empfängern merkwürdiges Erstaunen und den Eindruck einer außergewöhnlich neuen Botschaft hervorgerufen haben müsse.

Dem Hauptteil (S. 1—152) folgen Exkurse über die Beteiligung der Mitabsender an den paulinischen Briefen, die Eigenhändigkeitsvermerke, über den (nach R. zum Röm. gehörigen) Schluß des Römerbriefs (c. 16), über die Epheseradresse und die Zirkularbriefhypothese (Eph. kein Rundbrief, sondern Brief an die Laodizener) und (besonders interessant) über die Formulare der vorderasiatischen Briefe (einschließlich der Botschaften und Briefe des Alten Testaments). R. stellt das schriftstellerische Wir zurück und faßt das Wir zunächst wie Th. Zahn als Wir der Mitbriefsteller. Im Gegensatz zu der herrschenden Meinung sucht er zu beweisen, daß die Briefe mit „Eigenhändigkeitsvermerk" (II. Thess. 3, 17; I. Kor. 16, 21; Kol. 4, 18) ganz vom Apostel eigenhändig geschrieben sind, während in den anderen Briefen die Schlußworte von ihm geschrieben sind (im Original an der veränderten Handschrift erkenntlich).

Den Schluß machen 584 (!) gelehrte Anmerkungen (S. 241—626!), eine Fundgrube des Wissens, freilich auch langwierig durchzuarbeiten; ein Register erleichtert die schwere Arbeit. Alle Fragen der Paläographie und Archäologie des Briefes kommen zur Behandlung, viel Statistik wird geboten. Sehr dankenswert ist u. a. eine eingehende Auseinandersetzung mit der Schallanalyse der paulinischen Briefe von Ed. Sievers, deren Ergebnisse in der Tat sehr unwahrscheinlich sind. R. erinnert nur insoweit an sie, als auch er annimmt, Paulus habe die Ausfertigung seiner Briefe bisweilen seinem Sekretär überlassen (so Röm. und II. Tim.); daher die Stilverschiedenheiten.

Mit seinem Werk hat sich R. den wärmsten Dank der Bibelwissenschaft verdient. Hans Windisch

Deutsche als Sendboten Gottes. Ein schlichtes, religiös-wissenschaftliches Lesebuch. Von Kurt Mielsch. Leipzig, Adolf Klein 1933. 112 S. 3 M.

Die höhere religiöse Wertung und stärkere Benutzung unserer deutsch-christlichen Sendboten ist eine Aufgabe für Kirche und Schule, die nicht genug betont werden kann. Es ist deshalb dankenswert, daß uns der Verfasser eine Reihe solcher Persönlichkeiten in Quellenstücken näherbringt und diese durch eigene Ausführungen miteinander verbindet. Die Auswahl dürfte ungefähr den Anschauungen der „Deutschen Christen" entsprechen: Heliand, „Deutsche Theologie", Luther, Spener, Fichte, Lagarde, Harnacks Marcion, Chamberlain, Bonus, Theodor Fritsch (Fritz Thor), Maurenbrecher und die Männer des „Bundes für deutsche Kirche". Leider ist unter ihnen der größte deutsch-christliche Sendbote, Luther, mit wenig über drei Seiten, recht dürftig bedacht. Die Schrift ist zu rasch gearbeitet. So sind nicht nur Druckfehler, sondern auch stilistische und sachliche Fehler stehengeblieben und der Plan des Verfassers nur unvollkommen zur Ausführung gelangt.

Hermann Tögel

Christian Unity in Practice and Prophecy. Von Charles Macfarland. Neuyork, Macmillan. 396 S. 2.75 $. Die ökumenische Bewegung erscheint dem nicht Eingeweihten heute noch so vielspältig, daß noch viel theologische und praktische Arbeit getan werden muß, um allerlei Mißverständnisse aus dem Wege zu räumen. Die Darstellung dieser Mißverständnisse und Entstellungen ist an sich schon ein psychologisch und theologisch bedeutsames Kapitel. Die Wahrheitsfrage stößt gerade hier besonders hart auf die Psychologie. Daß auch die von Brunner geforderte Eristik sich beim besten Willen nicht in der höchsten Atmosphäre eines reinen Dienstes an der Wahrheit vollziehen kann, zeigt gerade die gegenwärtige Zerspaltung der dialektischen Theologie.

Es ist unser Glaube, daß die Wahrheit, trotzdem sie erst durch die Mißverständnisse und die Streitsucht der Menschen hindurch muß, doch langsam an den Tag kommt. Viele Kärrner strengen sich dabei an; entweder willig und begeistert, oder so wie der Teufel auf dem Bilde Moritz von Schwinds, der dem Heiligen die Steine zum Bau seiner Kapelle zähneknirschend herbeiführen muß.

Im vorliegenden Buche führt Macfarland aus einer großen Kenntnis des historischen Werdens der Einigungsbewegung, vor allem in Amerika, ein großes und wertvolles Material zur Kenntnis und Kritik der Einigungsbewegung herbei. Man sollte zwar vorsichtigerweise nicht von der Einigung reden, weil todsicher irgendein Unwissender darunter sofort ein allgemeines Kirchenmus verstehen wird. Macfarland gibt keinen Anlaß dazu. Er sah die Möglichkeit der Einigung auf protestantischem Boden in der praktischen Arbeitsgemeinschaft, wohl wissend, daß, wenn zwei oder drei Protestanten zusammenkommen im Namen der Theologie, der Geist der Zwietracht mitten unter ihnen ist, um sie nach kurzer Zeit auseinanderzutreiben. Macfarland hat seine Erfahrungen am Aufbau des Federal Council gesammelt, den er zu dem machte, was er ist. Er geht in seinem Buch weniger auf die eigentlichen theologischen Fragen ein, ohne sie zu übergehen, sondern auf die kirchlichen Grenzprobleme, die sich mit der praktischen Zusammenarbeit einstellen. Die Bildung des Federal Council mit allen seinen Schwierigkeiten dient gleichsam als ein Musterbeispiel für die Gestaltung eines Zusammenwirkens, dessen Bedeutung jedem in die Augen springt, der Amerika kennt. Das Buch hat alle Vorzüge und Nachteile einer amerikanischen Darstellung: Lebendigkeit und Unmittelbarkeit, Ordnung des Materials unter pragmatischen Gesichtspunkten; unmittelbarer Einsatz der geistigen Kräfte, aber auch eine Scheu, bis zu den letzten theoretischen Problemen vorzudringen. Dies geschieht aber nicht aus Geringschätzung des Dienstes an der Wahrheit, sondern aus der Erkenntnis, daß die kirchliche Wahrheit wirklich und einzig Sache der einzelnen Kirche ist. Soweit es Sache der Una Sancta ist, scheint auch die Wahrheit ein Artikel des Glaubens und nicht der theologischen Formulierung zu sein.

Adolf Keller

Das verlorene Vaterunser. Von Joseph Wittig. Acht Geschichten. Heilbronn, Salzer 1933. In feiner Ausgabe 3 M.

Das Reizende und besonders Anziehende an all diesen Geschichten ist ein leicht und sicher dahinschreitender Humor, und Hand in Hand mit ihm gehend eine tiefe Frömmigkeit, die überall im Leben Spuren des lebendigen Gottes wahrnimmt. Diese Frömmigkeit zieht ihre Nahrung aus Heilandsbildlein, aus Großmutter- oder Großvatererzählungen, aus alten Kirchlein und noch manchem andern, was schon dem Büblein Joseph Wittig einst entgegentrat. Wer echt katholischen Glauben in einer uns Protestanten anziehenden Gestalt kennenlernen will, der greife zu Wittigs Schriften. „In jedem Katechismus steht auf die Frage: Was ist die Kirche? die Antwort: Die Kirche ist die Gemeinschaft der Christgläubigen." „Als ich", schreibt er, „diese Frage und diese Antwort zum erstenmal las — es war in meinem zweiten Schuljahr —, da ging ich zu der Kirche meines Heimatdorfes hin und fuhr mit meiner Hand streichelnd

über den roten Sandstein, aus dem sie gebaut war, und sagte: ‚Das ist die Gemeinschaft der Christgläubigen!' Und es war mir, als ob ich etwas Lebendiges angerührt hätte. Als ich später klüger wurde, habe ich darüber als über eine kindliche Torheit gelacht. Als ich aber auch die Zeit dieser Klugheit überwunden hatte, kam es mir immer wieder wie eine Wahrheit vor. Und jetzt sehe ich in jeder Dorfkirche die Dorfgemeinde in der Gestalt eines Bauwerks." Solchem Katholizismus fühlen wir alle uns verwandt. Wer einem Freund auf Ostern eine Freude bereiten will, dem empfehle ich dies Buch. Karl Fischer

Deutsche Bauernhäuser. Königstein i. T., K. R. Langewiesche, 96 S. 2.40 M.

In der nun schon so stattlichen Reihe der illustrierten Blauen Bücher ist dieses besonders reizvoll, sobald man sich aufmerksam in die Fülle der Bauweisen und Zieraten versenkt, von der Nordsee bis nach Siebenbürgen hin, von den Alpen bis nach Ostpreußen. Wer wußte in Süd- und Westdeutschland, daß es Laubengänge, fast den Bozenern ähnlich, auch jenseits der Weichsel gibt? Zähe Kraft trauen Viele dem Bauerntum zu; wie viel Schönheitssinn daneben in ihm gewohnt hat und wohnt, lernt man hier mit Freude.
M

An den Herrn Reichsbischof

Daß mehrere im kirchlichen Leben früher führende Laien ernstlich erwogen, zum Zeichen ihres Protestes gegen die Art, wie heute in einigen deutschen evangelischen Kirchen regiert wird, aus der Kirche auszutreten, war seit längerer Zeit bekannt. Der Eine wird sich da mehr an den Zustand seiner Landeskirche halten, der Andere die Deutsche Evangelische Kirche mehr als Einheit fassen. Von letzterer Ansicht ausgehend, hat der Jurist D. Frhr. von Pechmann in München, ein angesehener Lutheraner, der im synodalen Leben seiner bayrischen Heimatkirche und des Deutschen Evangelischen Kirchenbundes eine große Rolle gespielt hat, am Ostermontag (2. April) aus München folgenden Brief an Reichsbischof Ludwig Müller gerichtet:

Hochwürdigster Herr Reichsbischof!

Lassen Sie mich dem, was ich Sie entgegenzunehmen bitte, eine Erinnerung vorausschicken!

Es war im September 1921 in Stuttgart, im Rechtsausschuß des zweiten vorbereitenden Kirchentages. Gegenstand der Beratung war der Entwurf einer Kirchen*bundes*verfassung, wie wir ihn in einer kleinen Kommission des Kirchenausschusses in zweijähriger Arbeit fertiggestellt hatten: ich darf es aussprechen, mit einem Höchstmaß von Sorgfalt; in voller Freiheit; nichts im Auge als unsere rein *kirchliche* Aufgabe.

Professor *Thümmel* hatte den Kirchen-*Bund* als solchen bekämpft und die *Einheitskirche* verlangt. Mit Ueberzeugung trat ich (als Präsident des Kirchentages) dem entgegen: „Wenn Sie alles zunichte machen wollen, was wir in unserem vierhundertjährigen Kirchenwesen an *Einigkeit* haben und haben können, dann machen Sie das Experiment der Einheitskirche; je mehr ‚Einheit', desto weniger Einigkeit, wahre, lebendige, dauerhafte *Einigkeit*!"

Meine ernste Warnung fand Gehör. Unser Entwurf wurde angenommen, zunächst im Ausschuß, dann, nicht ohne tiefe Bewegung, im Plenum. An Christi Himmelfahrt 1922, in der Schloßkirche zu Wittenberg, über den Gräbern unserer Reformatoren, ist dann der Kirchenbund feierlich abgeschlossen worden; und so wenig ich behaupten will, daß er immer und überall auf der Höhe seiner Aufgabe gestanden habe: die ihm verliehene Rechtsform, der föderative Charakter des Zusammenschlusses hat sich ohne allen Zweifel vollauf bewährt, bis zuletzt.

Und nun dem gegenüber die Deutsche Evangelische, die Einheitskirche vom 11. Juli v. J.?

Ihre Kundgebung zum letzten Karfreitag schließt mit den Sätzen: „... Die Not in unserer Kirche ist durch die scheinbar unentwirrbare Verwirrung so groß, die gegenseitige Verurteilung so hart, daß nur der Gekreuzigte uns selbst von allem kranken Wesen, allem Krampf und aller Bitterkeit befreien kann. Noch scheint es nicht so weit, daß wir zueinander finden können; um so mehr wollen wir alle uns vor dem Gekreuzigten zusammenfinden und der Kraft vertrauen, die von ihm ausgeht."

Mein hochwürdigster Herr Reichsbischof, ich ehre und teile dieses Vertrauen und habe mich lebenslang mit allen, die zu den Füßen des Gekreuzigten knien, über jede wie immer geartete Schranke hinweg eng und unauflöslich verbunden gewußt. Für die Kirche selbst wie für alle, die ihr angehören, kenne auch ich kein anderes Heil als das, von welchem, „voll des heiligen Geistes", vor den Obersten des Volkes und den Aeltesten von Israel der Apostel Petrus jenes Zeugnis abgelegt hat, das ich seit bald 70 Jahren im Gedächtnis und im Herzen trage: *Act. 4, 12!*

Aber, Herr Reichsbischof: zu der Not und Verwirrung, welche Sie mit dankenswerter „Sachlichkeit" feststellen, wäre es nimmermehr gekommen, wenn nicht die Führer und Träger der kirchlichen Revolution, welche im Dienste kirchenfremder Zwecke und Ziele die Einheitskirche erzwungen hat, um vieles schwerer gefehlt hätten als Ihre Kundgebung erkennen läßt; und die Verwirrung ist — auch und gerade vom Kreuz her — nur zu heilen, wenn diese Verfehlungen klar erkannt und nach Kräften wieder gutgemacht werden.

Im Juni v. J. habe ich dem Herrn Vizekanzler von Papen geschrieben, das kirchliche Manöver sei hoffnungslos verfahren; ich könne, „in der uns beiden vertrauten Soldatensprache", nur dringend zu dem Befehle raten: „Das Ganze halt! In die Quartiere, marsch, marsch!"

Ich komme, so hoffnungslos der Rat damals war und heute erst recht ist, doch wieder auf ihn zurück. Großes wäre zu erreichen, wenn man, alle kleinen und großen Bedenken und Schwierigkeiten überwindend, das auf Rechtsbruch beruhende und in wesentlichen Stücken seines Inhalts verfehlte Verfassungswerk von 1933 einer Revision unterziehen und zu diesem Zwecke vor allem *auf den verlassenen Rechtsboden zurückkehren würde*. „Mit Feuer bist du in eine falsche Herberge gegangen, mit Feuer mußt du wieder ausbrechen": unsere Kirche bräuchte sich nicht zu schämen, in tiefernster Zeit und Lage diese Mahnung von *Jakob Böhme* mit Ueberzeugung auf sich selbst anzuwenden.

Es wird, fürchte ich, nicht geschehen. Was kann und soll nun aber unsereiner tun, um wenigstens nicht länger einen sei's noch so kleinen Teil von Mitverantwortung durch Schweigen auf sich zu nehmen?

Ich habe in diesen Tagen wieder viel in Bengels Gnomon gelesen und habe zu Apok. III, 8, aus der „erklärten Offenbarung" herübergenommen, das Wort gefunden:

„Oft kann man nur noch protestieren; man soll aber das nicht lassen, bis gelegene Zeit kommt, durchzudringen."

Nun habe ich zwar, Sie wissen es ja, seit April v. J. oft und oft protestiert: gegen die Vergewaltigung der Kirche, gegen ihren Mangel an Widerstandskraft, auch gegen ihr Schweigen zu viel Unrecht und zu all dem Jammer und Herzeleid, das man, aus einem Extrem ins andere fallend, in ungezählte „nichtarische" Herzen und Häuser, christliche und jüdische, getragen hat. Aber ich habe bisher nur in Wort und Schrift protestiert, und immer ganz vergeblich. Es ist Zeit, einen Schritt weiter zu gehen, d. h. *durch den Austritt aus einer Kirche zu protestieren, die aufhört, Kirche zu sein*, wenn sie nicht abläßt, die auch von Ihnen wieder proklamierte „Einheit zwischen Nationalsozialismus und Kirche" zu einem integrierenden Bestandteil ihres Wesens, zur Richtschnur ihrer Verwaltung zu machen; wenn sie nicht abläßt, sich einem Totalitätsanspruch zu unterwerfen, in dem ich schon an sich, vollends aber in seiner Anwendung auf Glauben und Kirche, nichts anderes zu erkennen vermag als einen Rückfall in vor- und widerchristlichen Absolutismus: *Matth. 22, 21; Mk. 12, 17; Luk. 20, 25!*

So lange als irgend möglich habe ich diesen Schritt hinausgeschoben, von dem ich nicht zu sagen brauche, was er mich kostet. Nun aber kann und darf ich nicht länger zögern. Ich bitte Sie, die Erklärung meines Austritts aus der Deutschen Evangelischen Kirche hiermit entgegenzunehmen.

Verehrungsvollst bleibe ich, hochwürdigster Herr Reichsbischof,

Ihr

sehr ergebener

D. Wilh. Frhr. v. Pechmann,

verfassungsmäßiger Präsident

des Deutschen Evangelischen Kirchentages

von 1924 bis 1930.

Das Protestantenblatt findet in Pechmanns Schritt eine ernste Mahnung an alle leitenden Stellen in Reich und Kirche: so könne es in der Kirche nicht weitergehen. Aber die Gemeindeglieder sollten nicht meinen, man müsse Pechmann folgen. Das sei auch Pechmanns Absicht nicht.
D H

Chronik

Durch Verordnung des Reichsministers des Innern werden an staatlich anerkannten *Feiertagen* verboten: alle öffentlich bemerkbaren Arbeiten, während des Hauptgottesdienstes öffentliche Versammlungen und Umzüge, durch die der Gottesdienst unmittelbar gestört wird, öffentliche, der Unterhaltung dienende Veranstaltungen, sofern nicht ein höheres Interesse der Kunst, Wissenschaft oder Volksbildung oder ein *politisches* Interesse vorliegt; am Karfreitag, Bußtag und Heldengedenktag in Räumen mit Schankbetrieb auch musikalische Darbietungen jeder Art, an den Vorabenden des Oster- und Weihnachtsfestes, am ersten Oster- und Weihnachtstag öffentliche Tanzlustbarkeiten (abgesehen von solchen, bei denen ausschließlich deutsche Volkstänze getanzt werden). Bestimmungen für staatlich nicht anerkannte kirchliche Feiertage können von den Landesbehörden erlassen werden.

Der preußische Kultusminister hat, als einer Lehrerin wegen

Nichtzugehörigkeit zu einer Kirche Entlassung angedroht worden war, entschieden, solche sei kein Entlassungsgrund. Hamb. Nachr. 4. 4.

Ein Bergmann in Buer (Westfalen) wurde verklagt, weil er seinen Sohn vom (evangelischen) Religionsunterricht der Schule fernhielt. Er gab an, daß er sich zum Deutschen Glauben bekenne. Der Regierungspräsident in-Münster hatte in einem ähnlichen Falle in Hüls entschieden, daß solche Befreiung nicht möglich sei, da zu den Grundlagen des nationalsozialistischen Staates die sittlichen Wahrheiten des Christentums gehörten. Der Richter sprach den Angeklagten frei. Der Sohn sei ordnungsmäßig abgemeldet. Auch nach § 24 des nationalsozialistischen Programms könne dem Vater nicht verwehrt werden, seinen Sohn in seinem Glauben zu erziehen. PrLZ 43

Der Reichsbischof hat als altpreußischer Landesbischof die Pfarrergehälter wegen Verminderung der Staatszuschüsse erheblich verkürzt.

Der Reichsbischof hat zum Karfreitag einen „Friedensappell" veröffentlicht, in dem die Opposition aufgefordert wird, unter dem Kreuze ihren Widerspruch aufzugeben. Der Pfarrernotbund erließ eine Gegenerklärung.

Das Berliner Landgericht hat auf Klage des früheren Präsidenten des Oberkirchenrats und Mitgliedes des Geistlichen Ministeriums, Werner, gegen den Reichsbischof entschieden, daß Werner sein Gehalt nachzuzahlen sei und alle Gesetze und Verordnungen ohne Werners Unterschrift (also seit vor Weihnachten) nicht rechtsgültig seien. ProfBl 16

Das preußische Kirchliche Gesetz- und Verordnungsblatt geht zugunsten des Gesetzblattes der Deutschen Evangelischen Kirche ein.

Die Amtsbezeichnung der Wehrpröpste ist durch die Bezeichnung „Feldbischöfe der Wehrmacht" ersetzt.

Die evangelischen Gemeinden des Bistums Berlin sind durch ein vom Geistlichen Ministerium erlassenes Gesetz zu einem Gesamtverband mit Lastenausgleich zusammengeschlossen worden.

Ministerialdirektor Jäger, Mitglied des Geistlichen Ministeriums und Leiter der Deutschen Evangelischen Kirchenkanzlei, hat bestimmt: „Am Tage der nationalen Arbeit oder am Vorabend sind, wo es irgend möglich ist, Gottesdienste zu halten, die die nationale Arbeit und ihren Festtag unter Gottes Wort stellen. Die kirchlichen Gebäude sind am 1. Mai zu beflaggen, zu geeigneter Zeit sind die Glocken zu läuten. Am Sonntag vor dem 1. Mai ist in den Gottesdiensten für den Tag der nationalen Arbeit Fürbitte zu tun und die Gemeindeglieder sind zur Teilnahme an den Festveranstaltungen aufzufordern."

Der Erzbischof von München hat angeordnet, daß am 1. Mai, als dem Tage der nationalen Arbeit, in allen Kirchen Gottesdienste abgehalten werden und in der Predigt des hl. Joseph als des Patrons der christlichen Arbeiter gedacht wird.

Der katholische Bischof Bares von Berlin hielt am Karfreitag in der Hedwigskirche eine Predigt, worin er betont, es werde nie einen Mittelweg geben zwischen Christus und dem Antichrist. Mit der katholischen Kirche werde kein Gegner fertig. Der Völkische Beobachter schreibt, solche politische Predigt sei mit dem Sinn des Konkordats nicht zu vereinbaren.

Der Reichjugendpfarrer hat angeordnet, daß Kindergottesdienste in allen Gemeinden möglichst unter Heranziehung von Laienhilfskräften, und zwar, wo angebracht, vor dem Hauptgottesdienst gehalten werden sollen.

Auf Anordnung des Führers der Studentenschaft dürfen die Studenten in Halle nur noch bei Minderbemittelten Zimmer mieten.

Ueber die 2. außerordentliche westfälische Provinzialsynode in Dortmund am 16. März ist bereits Sp. 332 berichtet worden; als die Deutschen Christen die Versammlung verlassen hatten und festgestellt worden war, daß sie trotzdem beschlußfähig war, erklärten zwei Beamte der Geheimen Staatspolizei die Synode für aufgelöst. Nachmittags 2 Uhr desselben Tages trat die erste „Westfälische Bekenntnissynode", bestehend aus der Mehrheit der Provinzialsynode, ergänzt durch Abgesandte der synodalen Arbeitsgemeinschaften, zusammen, auf der sämtliche westfälischen Kreissynoden durch Pastoren und Aelteste vertreten waren. Präses D. Koch wurde zum Leiter, außerdem ein Brüderrat gewählt. Die Synode machte sich die Darlegungen des Präses auf der Provinzialsynode zu eigen, legte gegen das Kirchengesetz vom 2. März und die Verordnung vom 26. Januar Rechtsverwahrung ein, stellte fest, daß dem für Westfalen bestimmten Bischof die Rechtsgrundlage fehle, erklärte ihren Anschluß an Zeugnis und Bekenntnis der Freien Evangelischen Synode im Rheinland vom 18./19. Februar; das derzeitige kirchliche Regiment sei ohne geistliche Autorität und ohne kirchliches Ansehen. Die abschließende Abendmahlsfeier leitete D. Fr. v. Bodelschwingh. Zwei Tage später fand in der Westfalenhalle und zwei benachbarten Kirchen eine von 25 000 Menschen aus der ganzen Provinz und vielen Gästen aus anderen Provinzen besuchte Versammlung statt. Präses D. Koch (Bad Oeynhausen) und sechs weitere westfälische Pastoren wurden suspendiert. Der Reichsbischof sprach einige Zeit später mit dem Reichsleiter Kinder auf einer Versammlung der Deutschen Christen in der Westfalenhalle.

In Pommern wie in Brandenburg fand (vgl. Sp. 332) eine Freie evangelische Synode statt: die in Berlin stand unter Leitung von Pfarrer Jacobi, war besucht von 400 Männern und Frauen (aus jedem Kirchenkreise zwei Pfarrer und vier Laien), bejahte die beiden verlesenen Bekenntnisse und faßte eine der rheinischen ziemlich nahekommende Entschließung. JK 6

Die ostfriesischen Pfarrer stellen sich geschlossen hinter das Verhalten der Gruppe „Evangelium und Kirche" auf dem Hannoverschen Landeskirchentag (CW 6, Sp. 283).

Pfarrer Niemöller bestreitet dem Reichsbischof in einem Briefe an diesen die Rechtmäßigkeit der Verfügung, durch die er in den Ruhestand versetzt wurde, da keiner der drei Fälle des § 3 des Kirchengesetzes vom 9. September (Nichteintreten für den nationalsozialistischen Staat oder die Deutsche Reichskirche oder nichtarische Abstammung) auf ihn zutreffe. JK 6

Die nicht zu den Deutschen Christen gehörenden Aeltesten der Elberfelder Reformierten Gemeinde (40 von 50) haben nach Mitteilung des Auflösungsbeschlusses (CW 7) Direktor Weber, das reformierte Mitglied des Kirchenministeriums, telegraphisch gebeten, sofort gegen diese das Bekenntnis der Gemeinde verletzende Maßnahme einzuschreiten. Eine Männerversammlung von 2500 schloß sich dem Einspruch an. Rf KZ 11

Das Moderamen des Reformierten Bundes tritt den reformierten Gemeinden in Barmen-Gemarke, Elberfeld und Stettin zur Seite, die in Konflikt mit der Kirchenbehörde stehen.

Superintendent Neumann in Beskow ist nach einer Versammlung der Deutschen Christen in Beskow, zu der er eingeladen worden war, schwer mißhandelt, aus dem Saal gezerrt, ins Gefängnis gesperrt, nachts aber wieder freigelassen worden. JK 7

Eine außerordentliche Kreissynode in Siegen beantragte bei der Westfälischen Provinzialsynode, jede Mitwirkung bei der Durchführung des Kirchengesetzes vom 2. März abzulehnen. Rf KZ 11

Dem Reformierten Bund haben sich wieder fünf neue Gemeinden angeschlossen.

Pastor Lic. Klugkist Hesse, Elberfeld, Pastor Irmer, Barmen-Gemarke, Pastor Busch, Essen, und Harney, Düsseldorf, sind vom Reichsbischof in den einstweiligen Ruhestand versetzt worden. Die Mitglieder der Presbyterien in Elberfeld und Barmen-Gemarke stellten sich als bekennende Presbyterien hinter ihre Pastoren und baten sie, ihren Dienst in den Gemeinden weiter auszuüben.

Die Landessynode Lippe wählte den bei den „Deutschen Christen" ausgetretenen Pastor Ewerbeck, Lemgo, zum Landessuperintendenten. Rf KZ 12

Von den Zöglingen der aus Feldkirch (Vorarlberg) nach St. Blasien übergesiedelten jesuitischen Erziehungsanstalt Stella matutina sind 250 (85%) in die Hitler-Jugend eingetreten. FZ 4. 4.

Der Gauleiter der N·S·D·A·P in Danzig, Forster, hat es sämtlichen Parteigenossen, besonders denen in führender Stellung, verboten, sich an Auseinandersetzungen zwischen den verschiedenen Glaubensbewegungen aktiv oder gar an maßgeblicher Stelle zu beteiligen. Wer das wolle, solle die Partei verlassen und religiöser Reformator werden. FZ 4. 4.

Der Leiter des Aufklärungsamtes für Bevölkerungspolitik und Rassenpflege, Dr. Groß (Breslau), betonte in einer Rede vor der nationalsozialistischen Frauenschaft und dem Kampfbund für deutsche Kultur, daß man früher geglaubt habe, es gebe eine Religion für alle Menschen, wir hätten aber nicht das Recht, anderen Menschen die Art unseres Glaubens aufzuzwingen. FZ 160

Der Propst der Kurmark, Eckert, versetzte den Superintendent v. Hase in Frankfurt a. O. in den einstweiligen Ruhestand, sagte ihm aber zugleich einen kirchlichen Auftrag zu, „sobald Sie sich überzeugt haben, daß die Maßnahmen des Reichsbischofs und seiner Beauftragten rechtsgültig sind". JK 6

Oberpräsident Kube: „Ich habe erst neulich einen Pastor nach Sonnenburg" (Konzentrationslager) „schicken müssen, weil er beanstandete, daß Glauben aus Blut geboren ist. Einen anderen Glauben gibt es ja aber nicht. Hier sind wir gewillt, ohne uns in konfessionelle Streitigkeiten einzumischen, die letzten Konsequenzen für unser Volk und unser Leben zu ziehen." Oderztg. 48 nach JK 6. Pfarrer Niemöller richtete hierüber im Auftrage des Pfarrernotbundes ein Schreiben an den Reichsinnenminister.

Die Reichsleitung der „Deutschen Christen" richtete durch Dr. Kinder an Bischof Beye in Braunschweig ein Telegramm, worin sie ihm ihr Vertrauen versichert (vgl. Sp. 284). Der Staatsanwalt hat festgestellt, daß der Angeklagte ihm gegenüber mehrfach unwahre Angaben gemacht habe.

Der evangelische Pfarrer Daum in Niederwiera hat den Nationalsozialisten in Regensburg einen Vortrag angeboten über das Thema: „Heraus aus der katholischen Kirche! Heraus aus der evangelischen Kirche! Hinein in die christliche Nationalkirche!", der aber dort abgelehnt wurde. Fränk. Wacht 14 nach ProfBl 13

Im „Anzeiger für den Kreis Kreuznach" vom 21. Februar, S. 5, erklärt Pfarrer Wippermann, Kreuznach, ein alter verdienter Kämpfer wie Dr. Krause sei ihm immer noch lieber als 3000 Notbundpfarrer oder Presbyter, die mit Aufrufen in den Zeitungen das ganze Kirchenvolk durcheinanderbrächten. Ref KZ 12

Die Krause-Bewegung hat sich gespalten, sein ehemaliges Organ tritt gegen ihn auf. Dr. Dinter hat ebenfalls eine „Volkskirche" begründet. ProtBl 13

Die „Arbeitsgemeinschaft Deutschen Glaubens" zählt nach halbjährigem Bestehen 2 Millionen Mitglieder. In den Ortsgruppen werden Namensweihe, Eheweihe, Jungmannen- und Jungmädelweihe laut Anzeigen im „Reichswart" eingeführt. Eines ihrer Organe, die „Deutsche Glaubenswarte", gibt der frühere verantwortliche Leiter des „Freidenker", Dr. phil. Georg Kramer, heraus.

Der wegen Störung des Gottesdienstes in der Hedwigskirche in Berlin verurteilte Paul Festag — er versuchte unter dem Vorwand des Kommunizierens dem Priester den Kelch mit den Hostien zu entreißen (EW 6, Sp. 282) — bezeichnet sich selbst als „Student der heidnischen Theologie". JK 6

Die Predigerseminare in Preußen einschließlich Wittenberg und Domstift sind geschlossen worden, bis die angekündigte Neuordnung der Pfarrerausbildung erfolgt. Pr Bl 14

Nach Anordnung des preußischen Landesbischofs können auch Fahnen der nationalsozialistischen Bewegung feierlich durch den Geistlichen geweiht werden.

Für den vor 12 Jahren von Kommunisten erschossenen Pastor Niehus in Burgliebenau wurde auf Veranlassung der NSDAP feierlich ein Gedenkstein gesetzt.

Der Chef des Stabes des Reichsbischofs, Dr. Oberheid, hat in dessen Auftrage die Bischöfe um Uebersendung einer Aufstellung über die Gemeindeblätter in ihrem Sprengel ersucht. Ref KZ 12

Im Rheinland sind in Pfarrbezirken von 3000 und mehr Mitgliedern Kirchwalter zur Betreuung von 20—30 Familien ihrer Nachbarschaft eingesetzt worden.

In einer Beilage des „Amtsblattes für die ev.-lutherische Kirche Bayerns rechts des Rheins" wird in fünf Abschnitten der Standort der Kirche innerhalb der jetzigen kirchenorganisatorischen Lage mit Bekenntnis zum Einigungswerk der Kirchen, Selbständigkeit in Fragen des Bekenntnisses, nichthierarchischer Auffassung des Bischofsamts und Bejahung der Mitarbeit am Staate dargelegt.

In Bayern ist ein Einheitssatz von 10% der Einkommen-, Vermögens-, Grund-, Haus- und Gewerbesteuer für die Kirchenumlagen festgesetzt und der kirchliche Lohnsteuerabzug eingeführt worden. Zur Deckung von Ausfällen ist den Kirchengemeinden Erhebung eines Kirchgeldes gestattet.

Nach einer Verordnung des sächsischen Landesbischofs können wegen Theologenmangels (nach Suspendierung zahlreicher Pfarrer) die Konfirmationen auch von nichtordinierten Hilfsgeistlichen vorgenommen werden. JK 6

In Sachsen sind vom Landeskirchenrat Arbeitsgemeinschaften der Kirchengemeindevertreter mehrerer Kirchengemeinden angeordnet worden, an denen teilzunehmen Pflicht ist. Zwischen den Behörden ist statt der früher üblichen Höflichkeitsformen der Gruß „Heil Hitler" angeordnet.

Die Vertrauensmännerversammlung des Thüringer Volkskirchenbundes billigte das Abkommen von Weinel und König mit den „Deutschen Christen", das vorbildlich für Deutschland sei.

In Braunschweig ist der Landeskirchentag verkleinert und die Landeskirchenregierung neu gebildet worden.

In Lippe soll ein Archiv in Form einer Kartothek sämtlicher Kirchenbücher angelegt werden.

In Nassau-Hessen ist ein volksmissionarisches Amt begründet worden, dessen Weisungen die Geistlichen von Amts wegen nachkommen und ohne Fühlungnahme mit ihm sie keine volksmissionarischen Veranstaltungen vornehmen dürfen.

Der nassau-hessische Landesbischof Dietrich erließ eine Verfügung gegen das Denunziantentum in der Kirche. FZ 10. 4.

In Baden hat der Oberkirchenrat für die Geistlichen im Talar den deutschen Gruß angeordnet.

Der diesjährige Katholikentag, der in Gleiwitz stattfinden sollte, ist abgesagt worden.

Prinz Leopold von Preußen ist Ostern zur katholischen Kirche übergetreten und vom Papst in Privataudienz empfangen worden.

In Württemberg sind der Stadthauptmann des Katholischen Jugendbundes Neudeutschland in Stuttgart, Dollberg, sowie einige andere katholische Jugendführer zur Hitlerjugend übergetreten.

Die „Vossische Zeitung" hat zu erscheinen aufgehört.

In Wien geschahen nach dem Umsturz 20 000 Rücktritte in die katholische, aber 9000 Eintritte in die evangelische und 3500 in die altkatholische Kirche, also vielfach solche von früheren Katholiken. ProtBl 12

Der Vorstand des Schweizerischen Kirchenbundes hat aus Anlaß der Begründung des kirchlichen Außenamtes der Deutschen Evangelischen Kirche in einem Briefe an den Reichsbischof die Grundsätze dargelegt, die für die Gestaltung der Beziehungen zwischen den Kirchen wegweisend sind: Die Bibel Alten und Neuen Testaments als einzige Quelle und Norm, Glaube an Jesus Christus, aber nicht an natürliche Vorzüge und Leistungen, geistige Freiheit, übernationaler Charakter, die Kirche eine Gemeinschaft des Geistes, aber nicht des Blutes oder der Rasse. Berl Nachr 86. 610 Schweizer Pfarrer und theologische Dozenten haben dem Pfarrernotbund ihre Sympathie ausgesprochen. Ebd. 88

Die Freiheit zur Ausübung des Schulgebets ist ausdrücklich im Schulgesetz des Kantons Basel festgelegt worden. Schw Chr 5

Vierter Evangelisch-Sozialer Kongreß der Schweiz in Zürich 27.—29. April: Themen: Neuordnung der Wirtschaft, Individuum und Gemeinschaft. Kpr 5

Die vor 25 Jahren begründete Deutsche evangelische Gemeinde in Oslo zählt 127 Mitglieder mit 3869,70 Kronen Jahresbeiträgen. Von der Heimatkirche erhält sie 4442 Kronen. Die Zahl der Gottesdienstbesucher betrug durchschnittlich an Sonntagen 38, an Festtagen 66, der stärkste Besuch war 275. Sie hat ein Gemeindeblatt „Deutscher Bote aus Kristiania". Pfarrer ist seit Begründung der Gemeinde Dr. Günther.

Der Gesellenvater Kolping soll seliggesprochen werden.

Eine Mitgliederversammlung der „Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt", die am 16. April in Frankfurt a. M. stattfand, beschloß einstimmig Auflösung der Vereinigung.

Von Zeitschriften. Die Schriftleitung der Dorfkirche hat Pfarrer Richard Paluk in Thierenberg (Ostpr.) übernommen. Als Fortsetzung von „Zwischen den Zeiten" und der „Blätter zur kirchlichen Lage" erscheint (bei Chr. Kaiser, München) die Monatsschrift „Evangelische Theologie", herausgegeben von Professor Ernst Wolf, Bonn.

Von Personen. Ernannt: Wehrkreispfarrer D. Franz Dohrmann, Stettin, zum evangelischen Feldbischof; Pfarrer Borning (Berlin) zum Direktor des Predigerseminars in Frankfurt a. O., Pfarrer Heinrich Forsthoff (Mühlheim, Ruhr) zum Probst im Bezirk des Bistums Köln-Aachen; der bisherige Chefsekretär Oberst Franz Stankuweit zum Leiter der Heilsarmee in Deutschland. Promoviert: Stadtpfarrer a. D. Jehle (Degerloch) zu seinem 90. Geburtstag von Tübingen zum D. Von den amtlichen Pflichten befreit Professor D. Karl Müller in Erlangen. Gestorben: Professor D. Gerhard Ficker in Kiel; Kardinal Franz Ehrle in Rom; der frühere Missionar der Bethelmission D. Ernst Johannsen, Dozent in Marburg; der frühere lettländische evangelische Bischof Karl Irbe; D. Rudolf Koch, Professor an der Kunstgewerbeschule in Offenbach.

E St

Verschiedenes

Vom Kampf in der Kirche. Als rechtskundiges Mitglied ist ins Geistliche Ministerium der Ministerialdirektor Dr. Jaeger im preußischen Kultusministerium berufen worden, der den Deutschen Christen angehört und im vorigen Sommer als Staatskommissar für die evangelischen Landeskirchen Preußens bekanntgeworden ist. (Nach Artikel 7 Nr. 4 der Verfassung der deutschen evangelischen Kirche vom 11. Juli 1933 sollte dies rechtskundige Mitglied zugleich der Präsident des preußischen evangelischen Oberkirchenrats sein; doch hat der Reichsbischof durch seine Verordnung vom 2. März 1934 — EW 1934, Sp. 272 — selbst die Leitung der altpreußischen Kirche in die Hand genommen.)

Jaegers Hauptaufgabe soll nach einer am 13. April vom Reichsbischof und Geistlichen Ministerium erlassenen Botschaft sein, „in Fortführung des Verfassungswerkes des Jahres 1933 die organisatorischen Fragen der Kirche der Lösung zuzuführen". In einer gleichzeitig an die Presse gegebenen Mitteilung wird es als die „im Augenblick vordringliche Aufgabe" bezeichnet, „die äußere Organisation der Reichskirche mit aller Kraft zu betreiben, wobei die Fragen des Glaubens und des Bekenntnisses unberührt bleiben".

In Sachsen sind Superintendent Hilbert in Leipzig und eine Anzahl weiterer Superintendenten am 12. April mit sofortiger Wirkung ihres Superintendentenamtes enthoben worden.

Am 13. April hat der Reichsbischof eine Botschaft zum kirchlichen Frieden erlassen, wonach „unter Trennendes in der Vergangenheit ein Strich gezogen werden" soll. „Es werden daher die schwebenden Verfahren, die aus kirchenpolitischen Gründen anhängig gemacht worden sind, eingestellt werden mit Ausnahme jedoch derjenigen Verfahren, die staatspolitischen Einschlag haben. Es wird auch in eine Ueberprüfung bereits abgeschlossener Verfahren eingetreten, sobald Ruhe und Frieden in der Kirche eingekehrt sind. Wer ungeachtet des hierdurch bezeugten Willens zum Frieden dennoch in Auflehnung gegen die notwendige äußere Ordnung den Frieden stört, wird die volle Strafe des Gesetzes zu tragen haben..."

Am gleichen Tage erging folgendes Kirchengesetz zur Befriedung der kirchlichen Lage:

§ 1. Die Verordnung des Reichsbischofs betreffend die Wiederherstellung geordneter Zustände in der Deutschen evangelischen Kirche vom 4. Januar 1934 wird außer Kraft gesetzt. § 2. Maßnahmen, die gegen kirchliche Amtsträger wegen ihres kirchenpolitischen Verhaltens eingeleitet sind, sind nicht durchzuführen. Ausgenommen bleiben Verfahren mit staatspolitischem Einschlag. Ob ein solches Verfahren vorliegt, entscheidet das rechtskundige Mitglied des geistlichen Ministeriums. § 3. Abgeschlossene Maßnahmen unterliegen der Nachprüfung des Reichsbischofs. Er bestimmt den Zeitpunkt der Nachprüfung und trifft die erforderlichen Durchführungsbestimmungen. § 4. Die in § 4 der Verordnung des Reichsbischofs betreffend die Wieder-

herstellung geordneter Zustände in der Deutschen evangelischen Kirche vom 4. Januar 1934 aufgeführten Gesetze, nämlich das Gesetz betreffend die Rechtsverhältnisse der Geistlichen und Beamten der Landeskirchen vom 16. November 1933 und das vorläufige Kirchengesetz betreffend die Rechtsverhältnisse der Geistlichen und Beamten der Landeskirchen vom 8. Dezember 1933 sowie das Kirchengesetz betreffend Beilegung kirchenpolitischer Streitfälle vom 8. Dezember 1933 bleiben mit Wirkung vom 4. Januar 1934 außer Kraft gesetzt.

§ 5. Das Gesetz tritt mit dem Tage der Verkündung in Kraft.

Die Verordnung vom 4. Januar (CW Sp. 74) war bestimmt und geeignet, den Pfarrern die Kritik an Maßregeln der Kirchenbehörde, auch solchen, die ihnen als verderblich und dem Wesen der evangelischen Kirche widerstreitend erscheinen, aufs Aeußerste zu erschweren. So ist die Aufhebung dieser Verordnung in der Tat als ein wertvoller Schritt zur Wiederherstellung von Vertrauen und Frieden in der Kirche zu begrüßen. Ausdrücklich aber ist in § 4 bestimmt, daß die Maßregeln in Geltung bleiben, gegen die sich der Widerspruch weitester Kreise der Pfarrerschaft und der Gemeinden richtet, die Gesetze, die in einigen Landeskirchen den Gemeinden das Pfarrwahlrecht nehmen, die Pfarrer beliebig versetzbar machen, und der Nichtarierparagraph. Und da die Zahl der „abgeschlossenen Maßnahmen" (§ 3) groß ist, wird viel auf den Zeitpunkt der Nachprüfung und das Ergebnis der Nachprüfung ankommen.

In Württemberg hatte der Synodalausschuß, in dem die Deutschen Christen die Mehrheit haben, dem Landesbischof D. Wurm durch Ablehnung des Haushaltplans das Vertrauen versagt. Auf Veranlassung des Reichsstatthalters reisten Reichsbischof Müller und Ministerialdirektor Jaeger nach Stuttgart. Dort wurde in Verhandlungen mit dem Synodalausschuß der kirchliche Friede wieder hergestellt.

In Schleswig-Holstein hat die Pastorenschaft, aufgefordert durch einen Osterbrief des Landesbischofs Paulsen, und am 11. April in der Heilig-Geist-Kirche in Kiel versammelt, einmütig eine Kundgebung beschlossen, in der es unter anderem heißt: „Die Pastorenschaft bekennt sich zur Treue gegen das Wort der ganzen Heiligen Schrift und gegen das lutherische Bekenntnis, zur Treue gegen Führer und Staat und zur Notwendigkeit gemeinsamen kirchlichen Handelns. In Uebereinstimmung mit dem Herrn Landesbischof stellt die Pastorenschaft ausdrücklich fest, daß der Kampf in unserer Kirche bestimmt war durch gegensätzliche kirchliche Auffassungen und nicht durch den Gegensatz gegen den Staat Adolf Hitlers. Einig in Treue zum Dritten Reich und in der Dankbarkeit gegen den Führer, sind wir entschlossen, dem Volke zu dienen mit der Botschaft des reinen Evangeliums, unvermischt mit aller Politik. Wir sind tief durchdrungen von der Notwendigkeit einer echten kirchlichen Haltung.

Wir wollen das Evangelium vom gekreuzigten und auferstandenen Heiland Jesus Christus wahrhaftig und klar den Menschen unserer Gegenwart verkünden. In diesem Bekenntnis wollen wir zusammenstehen gegen alle, die unserem Volke das Evangelium nehmen wollen. Als Diener derselben Kirche müssen wir uns in gegenseitiger Achtung zu gemeinsamer Arbeit zusammenfinden, und stellen uns dazu unter die Führung des Bischofs."

Die Gemeindevertretung von Berlin-Dahlem erklärte, sie halte es für verfassungs- und bekenntniswidrig, daß Pfarrer Niemöller zwangsweise in den Ruhestand versetzt worden sei, werde auch die Verordnung des Berliner Bischofs, daß Niemöller nicht mehr in der Dahlemer Kirche predigen dürfe, nicht befolgen.

122 pommersche Pfarrer stellten sich auf die Seite derjenigen Amtsbrüder, die wegen Widerspruchs gegen die Verordnung des Reichsbischofs vom 4. Januar suspendiert worden sind.

Der (Freien) westfälischen Bekenntnissynode (vgl. Spalte 380) sind bis Anfang April 140 westfälische Gemeinden beigetreten. Die Kreissynode Vlotho hat mit großer Mehrheit gefordert, daß D. Koch (Oeynhausen) ihr Superintendent bleibe, das Presbyterium Oeynhausen einstimmig, daß er Pfarrer der Gemeinde bleibe. Außer ihm sind bisher fünf westfälische Superintendenten in den Ruhestand versetzt worden. Die Presbyterien von Reinoldi und Petri-Nicolai in Dortmund wurden aufgelöst, weil sie sich der Bekenntnissynode verpflichtet haben; die Auflösungsverfügung wird, wie ausdrücklich mitgeteilt wird, mit Genehmigung der Geh. Staatspolizei veröffentlicht. Der Bruderrat der Bekenntnissynode fordert auf, in jeder Gemeinde die bekenntnistreuen Glieder durch Unterschrift zu sammeln und (meist aus den bekenntnistreuen Mitgliedern der bisherigen Presbyterien) einen Gemeindebruderrat zu bilden.

Vom politischen Katholizismus. Ein Duisburger Gericht hatte in einer Urteilsbegründung gesagt, „daß die sogenannte katholische Presse eine überflüssige Erscheinung ist". Die „Germania" vom 4. April wandte sich gegen die Meinung, daß über religiös-kirchliche Dinge jeden Katholiken die eigentlichen Kirchenblätter unterrichten und deshalb eine katholische Tagespresse entbehrlich sei; sie sei das ebensowenig wie die übrige nicht parteimäßig gebundene Presse; ein glaubenstreuer katholischer Journalist werde aus seinem katholischen Gewissen heraus zu grundsätzlichen Fragen Stellung nehmen. Die Nationalsozialistische Parteikorrespondenz weist demgegenüber darauf hin, daß es nach dem Schriftleitergesetz weder katholische noch evangelische, sondern nur deutsche Schriftleiter gebe.

Rosenberg wendet sich im Völkischen Beobachter vom 7. April gegen „Neue Zentrumsversuche". Die Partei sei aufgelöst, die Mehrzahl der Wähler damit zufrieden, aber man versuche gelegentlich, die Predigt zum Werkzeug politischer Beeinflussung zu machen. Doch dürfe öffentliche Tätigkeit heute bei uns nicht vom Standpunkt eines sozialen oder religiösen Klassenkampfs aus geführt werden. Manche früheren Zentrumsangehörigen wollten es gern zu einer Art Martyrium bringen, um so die noch vorhandenen Reste des Zentrums wieder mobilisieren zu können. Aber der nationalsozialistische Staat werde das nicht dulden.

Gedenkstein für Niebergall. Als 1932 Friedrich Niebergall entschlief, beschlossen seine Freunde und Schüler ihm ein schlichtes Grabmal zu setzen. Alte und junge Freunde aus allen Gegenden Deutschlands und aus dem Auslande beteiligten sich an der Spende. Am 20. März, an Niebergalls Geburtstag, konnte auf dem Friedhof in Marburg der Stein eingeweiht werden. Es sprachen Professor von Soden (Marburg) für die Freunde, Pfarrer Bork (Wittelsberg) für die Schüler und Pfarrer Müller-Osten (Ronshausen) für die Spender in der Gesamtheit. Das Gedächtnis eines Mannes, der in rastloser Arbeit, unerbittlicher Wahrhaftigkeit, suchender und aufgeschlossener Liebe und christlicher Leidenskraft Ungezählten Führer, Helfer und Vorbild war, hat mit dem Grabstein nur ein schlichtes Zeichen erhalten; es wird in vielen Herzen weiterleben.

Theologische Vorlesungen in Kiel im Sommersemester 1934 (Beginn 2. Mai). (Die Ziffern bezeichnen die Stundenzahl; bei einstündigen Vorlesungen und bei zweistündigen Uebungen ist keine angegeben.) Mandel, Rel.-gesch. Sem. (ind. Rel.). Caspari, Bibelkunde des Alten Testaments 3, Hiob 3, Alttestamentliches Sem. (Nationalismus des A. T.). Herntrich, Mess. Weissagungen 3, Alttestamentliches Prosem. Klappstein, Hebr. Sprachlehre für Anfänger 5, für Fortgeschrittene 4. Windisch, Joh.-Evangelium 4, Hauptprobleme des Lebens Jesu, Neutestamentliches Prosem. (Thess. Br.), Hauptsem. (paulin. Ethik). Schütz, Neutestamentliche Zeitgesch. 4, Gal. 2, Heldentum im Neuen Testament, hellenist. Sem. Bülck, Gleichnisse Jesu. K. D. Schmidt, Uebersicht über die Kirchengesch. 4, Prosem. (Briefe des Bonifatius), Hauptsem. (Helmolds Slawenchronik). NN, Kirchengesch. I 4, Hauptsem. Mandel, Metaphysik 4, Grundfragen völk. Ethik. Mulert, Ethik 4, Staat und Kirche, syst. Sem. (Herrmanns Dogmatik). Schultz, Religionsphilos. (Dogmatik I) 4, Apologet. Uebungen (Thomas v. Aquino). Engelland, Dogmatik II 4, syst. Uebungen (luth. Bekenntnisschr.). Bülck, Predigt 2, Relig.-Unterricht 2, homil. Sem., katech. Sem. (Unterstufe und Oberstufe). Voß, Liturgik 2, Kirchenmusik im Dienst der Volksmission, homil. liturg. Sem.

Jugend an die Front!

Wir haben an unsere Leser die Bitte, das vorliegende Heft Nr. 8 der „Christlichen Welt" möglichst viel an junge Menschen ihres Bekanntenkreises bis zu etwa 30 Jahren weiterzugeben. Verlag und Redaktion sind interessiert zu erfahren, wie die junge Generation über die „Christliche Welt" urteilt, und stellt ihr folgende Frage, deren beste Beantwortungen die Schriftleitung und der Verlag zu veröffentlichen gedenkt. Außerdem sichern sie deren Verfassern ein Vierteljahrs-Freiabonnement der „Christlichen Welt" zu:

Was halten Sie für die besondere Aufgabe der „Christlichen Welt" in der heutigen Lage?

Die Beiträge sind mit voller Adresse und möglichst mit Angabe des Lebensalters zu versehen, damit eine Uebersicht der durchschnittlichen Beteiligung möglich wird. Einsendungen sind zu richten an: Leopold Klotz Verlag, Abt. „Christliche Welt", Gotha.

Die Redaktion **Der Verlag**

Verantwortlich: Professor D. H. Mulert, Kiel, Feldstr. 120

Unverlangten Manuskripten ist, falls Rücksendung gewünscht wird, Porto beizufügen. Eine Gewähr kann nicht übernommen werden.
Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Postatif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Otto Hauser, Gotha — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 12 Pf., größere Anzeigen nach Tarif — D. A. 2600 I. Vj. 34 — Postscheckkonto Erfurt 4754
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 5. Mai

Dieser Nummer liegt eine Einladung des „Hauses der Christlichen Welt", Friedrichroda (Thür.), bei. Um freundliche Beachtung wird gebeten!

Die Botschaft des Christentums u. die völkischen Bindungen an Rasse u. Boden

Demnächst erscheinen:

Werner Petersmann

Der „kultische" Sinn von Erde und Volk

Preis 3.80 Mark

Aus dem „Aktualitäts"-Auftrag der Kirche heraus spricht dies Buch hinein in die Stunde der Nation, deren letzten Wert es zunächst erörtert. Es tut das in einem bewußt lutherischen Denken, und zugleich so, daß es an das abgerissene theologische Gespräch (Barth) wieder anknüpft. Vor allem aber erhebt es aus dem biblischen Anruf den eigentümlichen letzten Sinn unserer Existenz: den „kultischen" Sinn, und leuchtet in Anspruch und Weisung hinein in die brennenden Fragen von „Erde und Volk":

in die Krise des „westlichen" Geistes und den Umbruch zur Erdhaftigkeit,

auf den „Tag des Bauern", auf die Not der Maschine und den „Tag der Arbeit",

auf Rasse und Volkstum, auf die nordische Aneignung und Eindeutschung der biblischen Botschaft von der Edda bis Luther,

auf die Sendung der deutschen Reformation auf den Stil des völkischen Aufbruchs, Stefan George und Herman Wirth,

auf Kreuz und Hakenkreuz und den „Herren Krist",

auf die Deutschen Christen und die Deutschgläubigkeit,

auf Evangelium und Kirche und unsere konkrete Entscheidung.

Kurt Leese

Rasse – Religion – Ethos

Drei Kapitel zur religiösen Lage der Gegenwart

Preis 3.80 Mark

Diese neue Arbeit des Verfassers des berühmt gewordenen Buches „Die Krisis und Wende des christlichen Geistes" ist im letzten Grunde: eine von einem weitschauend-freien und undogmatischen Protestantismus gegebene, systematisch und geistesgeschichtlich ausgerichtete Apologie des Christentums.

Sie ist gerichtet gegen heutige antichristliche Tendenzen, jedoch geöffnet für die nordisch-germanisch-deutschen Züge des Frömmigkeitslebens.

Sie anerkennt grundsätzlich die positive Bedeutsamkeit der „Rasse" unter Wahrung der Eigenständigkeit von Religion und Ethos.

Sie trägt bei zur Klärung der Begriffe „arteigen" und „völkisch", indem sie das für das Christentum lebendige und bleibend Bedeutsame der indischen, persischen, griechischen und germanischen Religion untersucht.

Sie wendet sich entschieden gegen die Bestrebungen, das Christentum aus der deutschen Frömmigkeits- und Geistesgeschichte als artfremd ausscheiden zu wollen.

Sie hält sich völlig fern vom kirchenpolitischen Kampf unserer Tage und spricht eine einfache, klare, anschauliche Sprache.

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Hans Asmussen / Die Seelsorge

(Pfarrbücherei für Amt und Unterweisung Band I)

geh. RM. 3.80, geb. RM. 4.80

Obwohl dieses Buch sich nicht zur kirchenpolitischen Lage äußert, ruft es doch zu einer Entscheidung auf, welche sich bis in das Gebiet des Kirchenpolitischen hinein auswirken muß. Es versucht nämlich nachzuweisen, daß es in der evangelischen Kirche kein Gebiet geben darf, welches nicht vom Zentrum der evangelischen Lehre aus bearbeitet wird. Geschieht dies dennoch, dann ist dies eine Verleugnung des evangelischen Glaubens.

Das vorliegende Buch nun sucht diese Erkenntnis auszuwerten für das Gebiet der Seelsorge. Die Seelsorge ist auch nicht immer vom Zentum der evangelischen Lehre her betrachtet worden. Aus diesem Grunde sind auch auf dem Gebiet der Seelsorge viele grundsätzliche Entscheidungen getroffen worden, welche eine Verleugnung des Kreuzes Christi darstellen. Der Verfasser nimmt für dieses Buch in Anspruch, daß kaum etwas in ihm steht, was nicht „durchs Leben gezogen" wäre. Aber er will keine „Rezepte" geben, er will den Amtsbrüdern kein Nachschlagewerk liefern, das ihnen alle Entscheidungen aus der Hand nimmt, sondern er will, indem er von seinem besonderen Standpunkt aus auf alle wichtigen Fragen der Seelsorge eingeht — Sprechstunde — Hausbesuch — Seelenführung — Taufe — Eheberatung — Trauung — Sterbefälle — Seelsorge an Kranken und Sterbenden — Beichte — die Pastorenschaft der evangelischen Kirche veranlassen, die täglich vorliegenden „praktischen" Fragen an dem Zentrum der Verkündigung zu messen. Des Verfassers Meinung ist, daß von den Pfarrern die amtliche Praxis durchaus nicht beherrscht wird, daß die scheinbar einfachsten Dinge erst wieder neu geklärt werden müssen und daß alles der grundsätzlichen Durchdenkung bedürfe. Und der Verfasser erklärt, daß sein Buch durch diesen Gesichtswinkel, dem es seine Entstehung verdankt, ein polemisches Buch ist.

Hans Asmussen / Die Offenbarung und das Amt

RM. 2.30

Der Inhalt ist viel gewaltiger als der Titel andeutet. Viele sollten diese wertvolle Arbeit lesen. — Das Buch ist ein Geschenk. Hier wird wirklich von Offenbarung geredet! Hier wird die Schrift wieder groß gemacht! Hier lacht einem das Herz, wenn man so tief und klar, schlicht und wahr von den entscheidenden Dingen der Bibel reden hört! Zugleich fallen wunderbare Worte über die Aufgabe der Predigt wie der Theologie! Wahrlich, eine Freude zu lesen. (Die Ernte)

CHR. KAISER VERLAG / MÜNCHEN 13

Schleiermachers Predigt und das homiletische Problem

Von Priv.-Doz. lic. theol. Dr.

Wolfgang Trillhaas, Erlangen

IV, 225 Seiten. 8°. 1933. Preis geh. RM 7.50

Aus Urteilen:

„Nachdem wir die Verwüstung der Schleiermacherschen Synthesen überwunden haben, ... sind wir heute durch die auftretenden Probleme Gemeinschaft, Volk, Rasse, damit letztlich Schöpfung, veranlaßt, uns mit Schleiermachers Fragestellung erneut auseinanderzusetzen. In dieser Lage kann Trillhaas' Buch besonders wertvolle Dienste leisten."

O. C. R. Stolzenburg in „Über den Tag hinaus"

„Ein überaus wertvoller Beitrag zur modernen Literatur über Schl ... Der Hauptwert des Buches liegt in der umfassenden und gründlichen Art, mit der hier das Predigtproblem aufgerollt wird. Das, was hier erarbeitet wird, dürfte von keinem Prediger übersehen werden können ..."

Reformierte Kirchenzeitung (2. 7. 1933)

„Die Verknüpfung mit aktuellen Fragen der Predigtlehre und Theologie gibt der Lektüre immer wieder einen belebenden Reiz."

Korrespondenzblatt für die ev.-luth. Geistlichkeit in Bayern (30. 10. 1933)

„Unter den Beiträgen zur Diskussion des Predigtproblems steht dies Buch mit in erster Reihe."

Monatsschrift für Pastoraltheologie (1933, 7)

JHC

VERLAG DER J. C. HINRICHS'SCHEN BUCHHANDLUNG IN LEIPZIG C 1

Verlag der Christengemeinschaft Stuttgart 13

Dr. Friedr. Rittelmeyer: Rudolf Steiner als Führer zu neuem Christentum
153 Seiten. Ganzleinen RM 3.50, kart. RM 2.50
„Das vorliegende Buch lenkt den Blick auf die entscheidende Geistestat Rudolf Steiners, durch die eine materialistisch-intellektualistische Weltanschauung auf allen Gebieten der Wissenschaft und Praxis überwunden wird und zugleich ein freier Lebensraum für ein weltweites Christentum sich auftut." Wilhelmshavener Zeitung

Rudolf von Koschützki: Fahrt ins Erdenland
Ein Menschenschicksal. 413 Seiten. Mit 4 Bildnissen. Ganzlein. RM 6.50, kart. RM 5.–
„Ein lebensfroher, glaubensstarker Mensch berichtet in diesem schönen und reichen Buch von seinem bewegten und von großen Ereignissen erfüllten Leben ... Dieser aufrechte deutsche Mann, der Gott im Herzen trägt, ist eine höchst erfreuliche und vorbildliche Erscheinung, sein Buch gehört sicher zu den besten Memoirenwerken..." Hamburger Fremdenblatt

Dr. Friedrich Doldinger: Christus bei den Germanen
Erkenntnis, Hoffnung, Aufbruch. 80 Seiten. Mit 4 Kunstdrucktafeln. Ganzleinen RM 2.50
„Ausgehend von den Anschauungen Goethes über das Wesen des Göttlichen und des Christentums beleuchtet der Verfasser in eingehender Weise an Hand zahlreicher Texte aus der Edda und der Heiligen Schrift das Verhältnis zwischen Germanentum und Christentum." Deutsches Ärzteblatt

Dr. Rudolf Frieling: Die Heilige Zahl im Johannes-Evangelium
85 Seiten. Kart. RM 2.–
„Was bisher gelegentlich vermerkt wurde, wird hier Gegenstand eingehender Untersuchung: der Aufbau des vierten und ersten Evangeliums nach bestimmten Rhythmen und Zahlenverhältnissen! Es ergibt sich, daß hier tiefere Gesetzmäßigkeiten walten müssen, als der Verstand sie ausdenken kann." Reutlinger Generalanzeiger

Ausführliches Verlagsverzeichnis kostenlos / Erhältlich durch alle Buchhandlungen

---

Nikolaus von Arseniew

Die Botschaft des Sieges

Vom Heroischen und Übermächtigen der Christuspredigt

Dem neuen Deutschland und der deutschen Jugend gewidmet

Die kleine Schrift spricht in knappen Worten von dem Sieg Gottes – nicht von der Hoffnung auf einen Sieg, sondern von dem stattgefundenen Siege Gottes – und von den Quellen des Lebens, die aus diesem Siege Gottes auch in das Leben des Volkes hineinströmen. Sie spricht von der wahren und vollkommenen Gemeinschaft, die aus diesem Siege entsprießt.

Geheftet MK. –.50

Im Bärenreiter-Verlag Kassel

Deutsche Theologie

Monatsschrift für die Deutsche Evangelische Kirche.

Herausgeber:

Die **Deutsche Theologie** wird herausgegeben von Hermann Wolfgang Beyer — Heinrich Bornkamm — Karl Fezer — Friedrich Gogarten — Emanuel Hirsch — Gerhard Kittel — Helmuth Kittel — Hans Lauerer — Hanns Rückert — Friedrich Karl Schumann — Otto Weber — Artur Weiser.

Programm der Zeitschrift:

Die **Deutsche Theologie** will alle Kreise zusammenfassen, die aus dem Evangelium und aus der durch den Nationalsozialismus heraufgeführten Wende des deutschen Schicksals die Verpflichtung heraushören, um eine kirchlich verantwortliche, wirklichkeitsnahe und volksverbundene evangelische Theologie zu ringen.

Mit der **Deutschen Theologie** legen wir die **Zeitschrift** vor, auf die weite Kreise schon lange warten. Die Namen der Herausgeber bürgen dafür, daß maßgebende und richtungweisende Linien gezogen werden. Jeder Theologe, der Hochschulprofessor, der Pfarrer in Stadt und Land, der Religionslehrer, der Student, braucht diese Zeitschrift, die auch den vielen religiös Aufgeschlossenen, die vom Umbruch der Zeit eine Neugestaltung unseres kirchlichen Lebens erhoffen, Klärung bietet!

Inhalt der ersten Hefte:

Die **Deutsche Theologie** brachte zur Einführung eine Luther-Sondernummer mit einem Geleitwort des Herrn Reichsbischofs Ludwig Müller, mit den Beiträgen **Luther der Theologe** von Friedrich Gogarten — **Luther der Deutsche** von Hanns Rückert — **Luthers Berufung** von Emanuel Hirsch. — Das erste Heft des neuen Jahrgangs brachte Beiträge von: **Predigt über 1. Kor. 4, 1—5** von Karl Fezer. — **Die Neubesinnung der Theologie und der Aufbruch der Nation** von W. Grundmann. — **Das Alte Testament in der christlich-völkischen Gegenwart** von Artur Weiser. — **Deutsche Kirche im deutschen Staat** von H. Gerber. — Inhalt von Heft 2: **Der Kampf des Paulus gegen die Gleichmachung** von Adolf Schlatter. — **Die Glaubwürdigkeit der Geschichte Jesu** von Gerhard Kittel. — **Volkstum und Gottesgesetz** von Friedrich Gogarten. — **Ehre und Liebe** von Erich Vogelsang. — **In welchem Sinne fordert Luther eine „Reinigung des Alten Testaments"** von Hanns Rückert.

Bezugsweise:

Die **Deutsche Theologie** erscheint monatlich im Umfange von 32 Seiten. Das Einzelheft kostet 60 Pfg. Der Bezugspreis beträgt **RM. 1.50** für das Vierteljahr. Bestellungen vermitteln alle Buchhandlungen. Durch die Post bezogen RM. 1.60 für das Vierteljahr.

Verlangen Sie ausführlichen Prospekt und Vorlage von Probeheft

Verlag von W. Kohlhammer in Stuttgart, Urbanstraße 14